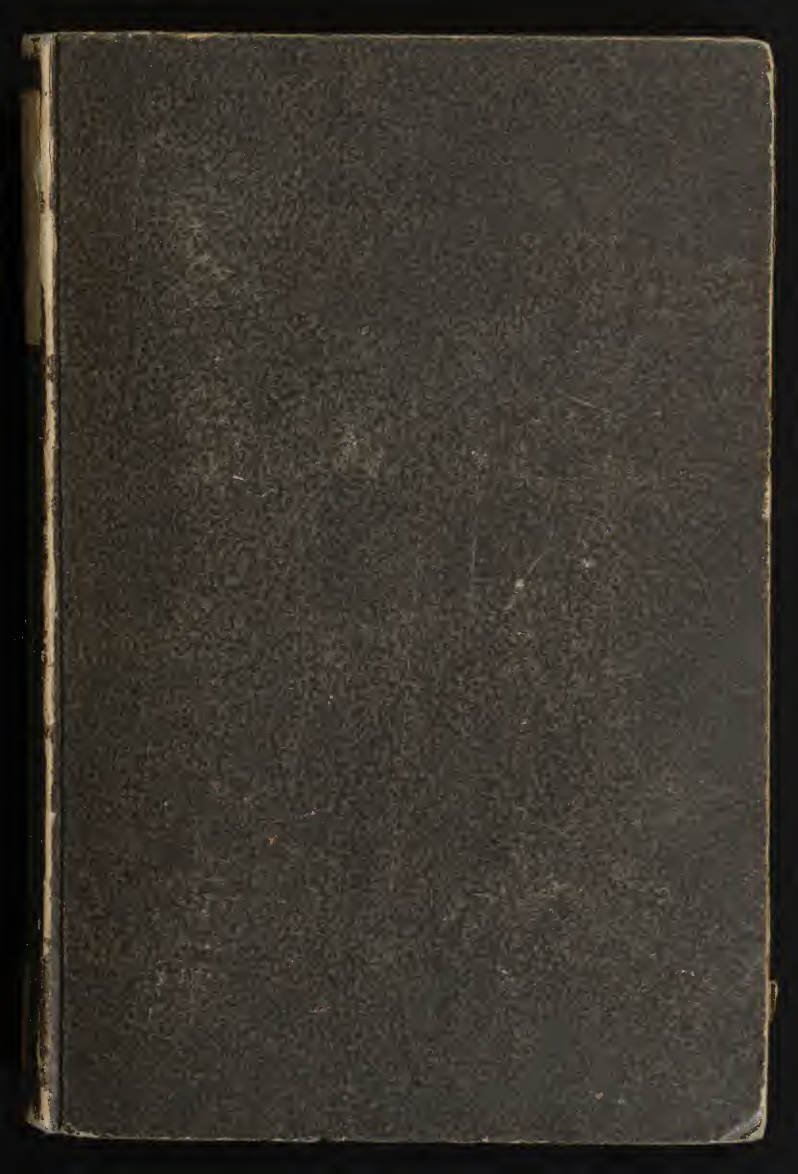


stere
nen
Bei-
chten
t zu
führ
und
noch
Ab-
ftet,
acht
ssen.
und
den,
forte
um
heit
Sache

and-
Juli
zu
schen
gust
sich
d die
ripte
mund
zung
dafür



Der Hafen von Wheidah (Westafrika) mit den Faktoreien für die Sklavenausfuhr.

Jamaika einst und jetzt.

(Schluß von S. 480.)

Aneaso*).

I.

Im Nigergebiet, hinter dem flachen Delta des Stroms bis gegen Calabar hin liegt das schöne Land der Ibo's. Dort wohnte in den neunziger Jahren ein vornehmer Herr, Namens Durl, der die Tochter eines großen Fürsten heirathete und trotz seines hohen Standes keine zweite Gattin für nöthig erachtete. Er hielt seine Frau, Dirinedscha, recht in Ehren; sie gebar ihm einen Sohn, Aneaso, der alsbald beschnitten wurde, und drei Töchter. Jedesmal nach der Geburt mußte sie zu ihrer Reinigung vom Priester ein Opfer bringen lassen, dann wusch sie sich in fließendem Wasser, schlug sich mit zwei Hühnern auf Bauch und Schultern, und gab ihnen sofort die Freiheit. Von da an konnte sie sich wieder öffentlich sehen lassen.

Ihre Kinder wuchsen zu ihrer Freude heran. Wurden sie krank, so rief man den Tschucku-Dama, den Donnermacher, um Hilfe an, brachte ihm auch wohl ein Kalb oder Schaf auf dem steinernen

*) Nachdem der S. 471 Toby genannte Nationalgehilfe Archibald Monteith zu seiner Ruhe eingegangen ist, schien es an der Zeit, das in den Missionsblättern der Brüdergemeinde (Mai und Juni 1864) von ihm selbst entworfene Bild seines reichen Lebens durch solche Mittheilungen, wie sie in früheren Jahrgängen der „Nachrichten aus der Brüdergemeinde" u. s. w. enthalten sind, zu vervollständigen. Wer Augen hat zu sehen, wird in dieser streng urkundlichen Geschichte den gesegneten Erfolg der Missionsarbeit in Jamaika nicht verkennen können, wenn auch die weitschweifendsten Hoffnungen nicht alle erfüllt worden sind.

Altare dar. Herr Durl hatte seine Sklaven, die ihm Yams und allerhand Getreide bauten; er selbst hatte nur wenig zu arbeiten. Gieng er über Feld, so nahm er überall hin seinen Sohn mit. Der durfte dann den großen Festen beiwohnen, bei welchen viel getanzt und Palmwein getrunken wurde, oder auch den Begräbnissen der Großen zusehen, wo gewöhnlich die erste Frau und die vornehmsten Bedienten dem Todten nachgeschickt werden. Weil die Ibo's ein braves Volk sind, begraben sie solche Menschenopfer nicht lebendig, sie überlassen es denselben, die leichteste Todesart zu wählen; nur müssen sie sich beeilen, ihren Gebieter bald einzuholen. Zu allen diesen Feierlichkeiten durften Aneaso's Schwestern nicht mitgehen; kam ein Mann ins Haus, so versteckten sie sich, wie es sich schickte.

Merkwürdig ist dem Jungen besonders ein Fest geblieben, dem er mehrere Male zusah. Es war das Tättowirfest. Die Neger schneiden sich nämlich allerhand Figuren ins Gesicht; da kann z. B. einer die Augen in Sonnen verwandeln, aus welchen nach allen Seiten hin dicke Strahlen gehen. Jedes Volk hat seine eigene Schnittart. Wenn die vornehmen Ibo's ins Jünglingsalter treten, ebnet man einen Platz im Freien und belegt ihn mit einer Matte. Eine Rinne wird gegraben, um das Blut in ein Loch zu leiten. Nun treten die Weisen herzu und strecken die Jünglinge — unter ungeheurem Zulauf — auf die Matten, um ihnen in Backen und Stirne die rechten Zeichen einzuschneiden. Bei den Vornehmsten wird ein zollbreiter Streifen von einem Ohr zum andern gerade über die Stirne hin abgezogen, der auch die Augenbraunen mit fortnimmt und dem Gesicht ein fürchterliches Aussehen gibt. Hie und da stirbt einer über der Operation; er darf aber nicht einmal stöhnen, wenn er nicht zeitlebens ehrlos sein will. Ist die Marter überstanden, so werden blutstillende Mittel eingerieben, und der Junge muß nach der dargebotenen Speise greifen, als denke er an nichts anderes, damit männiglich sehen möge, wie stark und muthig er sei. Sobald er genesen ist, erscheint er triumphirend unter den Großen des Volks und wird mit Jubel und Tanz begrüßt, reichlich beschenkt und zu Festlichkeiten geladen. Fortan steht ihm frei, sich um jedes Mädchen, und wäre es eine Fürstentochter, zu bewerben.

Aneaso sah nichts, das ihn so tief bewegt hätte, wie dieses Schnittfest. Er war nun bald zwölf Jahre alt und freute sich auf die Zeit, da auch er dieser Ehre sollte theilhaftig werden. Dann

wollte er ein Held werden, die stärksten Amulette um den Leib binden und mit seinem Vater in den Krieg ziehen. Das zog ihn mehr an, als das faule Leben der „lebendigen Opfer". So hieß man nämlich Leute, welche einem Gott gewidmet werden; die dürfen dann frei herumlaufen und überall nehmen, was ihnen beliebt. Man kennt sie an dem langen Haar, das doch nie lang werden will (es sind ja Negerköpfe); kein Scheermesser kommt ihnen je auf den Leib.

Nun trat aber ein schön tättowirter Jüngling öfters ins Durl'sche Haus; er deutete halb verstohlen an, er wünschte eine von Aneaso's Schwestern zur Frau. Zu diesem selbst zeigte er sich merkwürdig hingezogen; oft ruhten seine Augen mit Wohlgefallen auf dem stattlich heranwachsenden Knaben. Eines Tags fand er ihn allein bei seinen Schwestern, da Durl für längere Zeit ausgegangen war und wegen der Wichtigkeit des Geschäfts — es war wohl eine Rathsversammlung — den Sohn nicht mitgenommen hatte. Der Besucher redete dießmal überaus vertraulich und konnte Merkwürdiges erzählen von einem Markte in der Nähe, was da für Herrlichkeiten zu sehen wären. Aneaso's Augen leuchteten über der anziehenden Beschreibung. „Willst du vielleicht mitgehen? wir wären bald dort." Gesagt gethan; Aneaso stand auf und gieng mit dem Freund, in jugendlichem Leichtsinn. Die Ibo's sind ein argloses Völkchen; freilich mit Ausnahmen, wie der falsche Freund zu beweisen im Begriff war.

Der ganze Tag gieng über der Wanderung hin, und noch war der Markt nicht erreicht. Leute begegneten hie und da auf den schmalen Pfaden und fragten den Führer, was er mit dem Jungen vorhabe, ob er ihn verkaufen wolle? Er lachte sie aber aus: was denkt ihr auch, das ist eines großen Mannes Sohn. Bei einem seiner Bekannten wurde Halt gemacht und die Nacht über geruht. Es war der letzte Schlaf auf afrikanischem Boden.

Im Laufe des nächsten Tages kam man ans Ziel. Da lag die Handelsstadt mit ihren Häusern und einem Gewühl von Menschen. Was war nicht Alles zum Verkauf ausgestellt, welche Wunder aus des Weißen Lande! Aneaso wagte kaum heranzutreten, aber der Führer ermunterte ihn, näher zu kommen und Alles ohne Scheu zu betrachten. Die Verwunderung wollte kein Ende nehmen, als er von Laden zu Laden weiter schritt, bis endlich das große Wasser seine Blicke anzog und alle anderen Eindrücke verschlang. Vor ihm dehnte sich endlos das gewaltige Meer mit seinen bewegten Wellen; unbe-

weglich ruhten darauf die großen Schiffe, und vor ihnen schaukelten ab und zu die flinken Boote. Trunken von dem neuen Schauspiel legte sich der Knabe unter einen großen Baum und konnte sich nicht satt sehen.

Da trat ein Fremder heran und sagte: Komm, mein Junge, komm in mein Boot und versuche einmal auf dem Wasser zu fahren. — „O nein, war die Antwort, das werde ich wohl bleiben lassen.“ Aber schon hatte ihn der Mann gepackt und schleppte ihn mit starken Armen dem Boote zu. Also verrathen und verkauft! dachte Aneaso und rief dem falschen Freunde zu: „Grüße mir noch den Vater und sag' ihm, was aus mir geworden ist.“ Der wird den Auftrag kaum ausgerichtet haben. Was half da alles Weinen und Schreien; im Boote lagen auch schon welche, die heulten und jammerten, und andere kamen in Fesseln nach. Jetzt stieß es vom Lande, und über der ungewohnten Bewegung, erschüttert bis ins Innerste, schlief Aneaso ein.

Als er erwachte, hatte das Boot an der Seite des Schiffes angelegt. Welch' ein Bau! Und nun die Schiffsleiter hinan — welche neue Wunder! Zwar ists ziemlich leer auf dem Verdeck, denn die Sonne war schon untergegangen. Aber da steht der Kapitän, und sein Gesicht ist so weiß, und weiß die Hände, glänzend schwarz aber die zehenlosen Füße! Was wirds werden? Der Morgen zeigte, was da werden sollte. Da krochen Hunderte gebundener, jammernder und weinender Menschen aus den Luken hervor, um auf dem Verdeck mit Yams und Rum beköstigt zu werden. Eltern schrieen nach ihren Kindern, Andere nach ihrer Heimath, ihren Freunden; jene wollten weder Speise noch Trank zu sich nehmen; da saust die Peitsche, da erschallen Jammertöne — und gehorcht muß werden, ob es Ein Leben kostet oder viele!

Man fuhr ab. Aneaso mit einigen andern Knaben seines Alters durfte auf dem Verdeck bleiben; wie froh war er, mit den stinkenden innern Räumen keine Bekanntschaft machen zu dürfen! Nachts schliefen sie in der Kajüte des Kapitäns; an Essen und Trinken war kein Mangel, und — so ist der Mensch — die Jungen vergaßen ihres Kummers, und sprangen und spielten. Wenn nur die gräßliche Scene des ersten Morgens sich nicht jeden Tag erneuert hätte: das herzzerreißende Jammergeschrei der Gebundenen, und ihre grausame Behandlung! Nicht das Leichteste daran war, daß man die Sklaven mitunter zum Tanzen nöthigte, um ihnen Bewegung zu machen.

Man erreichte endlich Jamaika; es muß vor dem 1. Mai 1807 gewesen sein, denn von diesem Tage an ward der Sklavenhandel als Seeräuberei behandelt. Was aber von Sklaven auf dem Schiffe übrig war, — täglich hatte man etliche Leichname versenkt, — das wurde ganz offen und gemächlich in Kingston gelandet und allmählig verkauft. Aneaso sah mit großer Sehnsucht nach dem wunderschönen Land hinüber; allein Woche um Woche vergieng, ohne daß man ihn ausschiffte. Als er endlich den Kapitän darum bat, antwortete der: „Du bleibst hier und hast mich zu bedienen.“ Aneaso aber gab ihm sofort zu verstehen, er wolle einmal ans Land, und wenn man ihn zurückhalte, werde er bei erster Gelegenheit ins Wasser springen. Da hätten dann die Haifische dem Kapitän ein rundes Sümmchen weggeschnappt. Also that man ihm nach seinem Wunsch. Noch an demselben Nachmittag ward er ausgeschifft und am Ufer von einem weißen Herrn in Empfang genommen, der ihn zu eilf andern Schwarzen auf seinen Hof in der Stadt bringen ließ. Zum Glück fand er darunter seinen liebsten Kameraden Sam, mit dem er auf dem Schiffe schon eine Freundschaft geschlossen hatte, welche bis ins Alter dauern sollte. Sie erfuhren nun, daß der Herr sie für den Besitzer der Plantage Krepp angekauft habe, wohin sie denn alsbald transportirt wurden. Dort wurden die Andern zur Arbeit aufs Feld geschickt, von älteren Negern angeleitet und von den Treibern überwacht. Aneaso aber — hinfort Toby genannt — mußte dem Verwalter in seinem Hause dienen und lernte nun das verdorbene Englisch der Neger einigermaßen radebrechen.

II.

Toby — so müssen wir ihn wohl fortan heißen — hatte bald das Heimweh überwunden und fand sich schneller als die älteren Sklaven in seine neue Lage. Er hatte auch leichtere Arbeit. Mußten diese den ganzen Tag über hacken, pflanzen und ernten, oder die Zuckerpresse und Siedkessel bedienen, so lernte er dafür die einfache Hausarbeit, die ihm bei seinem anstelligen Wesen wenig Mühe machte. Der Verwalter freute sich über dem muntern Diener, der sich vor den düstern oder gleichgiltigen Mitknechten so sehr auszeichnete, und behandelte ihn freundlich. Toby wurde heiter, ja oft ausgelassen; nur trübte ihm manchen Tag, was er von den Strafen seiner armen

Landsleute zu sehen bekam; bald waren es schwere Fesseln, bald die hautaufreißenden Schläge der furchtbaren Peitsche, endlich die entsetzliche Tretmühle, eine sinnreiche Marter, unter welcher mehr als Einer sein Leben einbüßte.

Ein Jahr war etwa herumgegangen und der Junge hatte sich schön eingewöhnt, als der Herr der Plantage auf den angenehmen Burschen aufmerksam wurde und ihn dem Verwalter abnahm. Er mußte nunmehr die braunen Kinder warten, die dem Weißen von Negerinnen geboren waren. Da hatte er es so gut, als ein Sklave es sich nur immer wünschen mag. Er erfand immer neue Spiele für die Kleinen und tummelte sich lustig mit ihnen herum; bis er ihnen unentbehrlich wurde und selbst auch seinen Theil an der Liebe bekam, welche den Kleinen in reichem Maaße — nur ohne Zucht und Salz — gespendet wurde.

Acht Jahre giengen wie ein Traum dahin; da mußte der Herr sich zur Heimreise nach England entschließen, um etliche Jahre sich an kühlerer Luft zu laben. Mittlerweile sollten die Kinder in die westliche Hafenstadt Savanna la Mar übersiedeln und die Schule besuchen. Natürlich mußte Toby sie begleiten; wie hätten sie ohne ihn leben können! So war er also in der Stadt, und brachte die Kinder, so oft es sich schickte, zur Schule. Es schickte sich nicht, wenn eines Kopf- oder Magenweh hatte; und wenn der Aelteste daheimblieb, mußte er doch Gesellschaft haben, so hatten die andern dann mit ihm zu spielen. Dennoch wurde Lesen und Schreiben nothdürftig erlernt; und Toby hätte leicht mitlernen können, wäre es ihm irgend darum zu thun gewesen, was leider nicht der Fall war. Ebenso hätte er leicht die Kirche besuchen können; denn sonntäglich begleitete er seine Kinder dahin, d. h. wenn überhaupt Gottesdienst stattfand. Denn bald kamen keine Zuhörer, bald war der Prediger auf einer Lustreise, die Jungen (und die Alten) verstanden auch nicht viel von den langen Gebeten und der wohlstylisirten, eintönig abgelesenen Predigt des anglikanischen Geistlichen. Indessen sprang Toby auf dem Kirchhof lustig über die Grabsteine oder vergnügte sich mit andern Negern, Kutschern und Reitknechten, welche die Späße der Woche erzählten. Kein Wunder, wenn auch die Knaben an den meisten Sonntagen nur bis an die Kirche kamen, und sobald der Gottesdienst vorbei war, lustig wieder nach Hause giengen. So verlebte er drei gedankenlose Jahre in Savanna la Mar, bis eines

Tags der Herr wieder da stand, die Kinder gesund und großgewachsen fand, und sie mit sich auf die Plantage nahm. Er selbst aber wollte nicht gesunden; er siechte noch einige Zeit und starb.

Nun gieng die Plantage in die Hände seines ältesten Sohnes über; dieser war unserm Toby wohl gewogen, und machte ihn, der nun über zwanzig Jahre alt war, zu einem Unterverwalter oder Aufseher. Doch verkaufte er die Plantage nach wenigen Jahren, und zog auf eine andere, Dumbasken, wo wiederum ein Aufseherplätzchen für Toby abfiel. Man war nun in der Nähe der Hafenstadt Blackriver, wo Toby wieder mit dem alten Kameraden Sam zusammentraf und die Jugendfreundschaft erneute.

Doch blieb das Herz leer. Jahre giengen dahin, und der junge Herr hatte schon ein Häuflein Kinder. Die wurden einmal von dem anglikanischen Geistlichen zu Blackriver getauft, wobei Toby gegenwärtig war. Sein anständiges Benehmen gefiel dem Prediger, daher ihn dieser aufforderte, sich doch auch taufen zu lassen. Es war gerade Mode geworden, Sklaven die Taufe zu ertheilen; freilich gegen Bezahlung, welche die kirchlicher gesinnten Herren in einzelnen Fällen übernahmen, während gewöhnlich die Sklaven nur aus Aberglauben, um sich gegen Zauber zu schützen, die Taufe begehrten. In beiden Fällen, ob nun der Schwarze darum bat, oder der Herr einen Haufen Neger aufmarschiren ließ, um mit einigen Tropfen Wasser neue Namen zu empfangen, und dann einen halben Tag zu feiern und zu tanzen, — von christlichem Unterricht war keine Rede, noch wußte einer der Täuflinge, was die heilige Handlung eigentlich bedeute. Toby meinte indessen, die Sache könnte doch etwas Gutes sein, gieng also am nächsten Sonntag nach Blackriver und bat um die Taufe. Ihm war sie aus besonderer Gunst unentgeldlich versprochen worden; es war aber gerade ein anderer Prediger da, dem natürlich der Schilling (36 Kreuzer) bezahlt werden mußte. Toby, wir müssen ihn jedoch fortan nach seinem Taufnamen Archibald heißen, war also nun ein Christ. Von Christo freilich wußte er kein Wort, lebte auch nach wie vor mit einer Negerin zusammen, ohne sich von Ehe träumen zu lassen; stellte sich aber vor, wenn er nun stürbe, komme er doch wohl an einen bessern Platz.

III.

Archy (sprich Artschi), wie man ihn gewöhnlich nannte, sollte nun aber etwas Neues erleben. Es war im Jahr 1824, daß der Besitzer der Plantage Paynstown, ein Herr Cook (oder Coke?), von England zurückkehrte. Der war ein wahrer Christ, und brachte eine gleichgesinnte Gattin mit sich, eine Weiße, deren Erscheinung und Auftreten bald das Wunder aller Nachbarn wurde. Galt doch bis dahin fast allgemein das Sprichwort: in Jamaika haben wir keinen Gott! und die besten Engländer hatten sich immer bälder oder später an das Lasterleben auf der Insel gewöhnt; denn wer kann auch gegen den Strom schwimmen! Dennoch gab es Ausnahmen, und bereits mehr als Eine.

Eines Samstag Abends gieng Archy an dieser Plantage vorbei nach Hause, da begegnete er einer Dienerin, die eben für ihre Herrschaft Trinkwasser an der nahen Quelle schöpfte. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und vernahm unter anderm: Die Herrschaft sei eine ganz besondere: morgen werde wieder gebetet und gesungen, und die Dienerschaft dürfe auch dabei sein. Archy fragte: „Dürfen nicht auch Fremde zugegen sein?“ — „O ja,“ war Christinens Antwort „Missis Cook hat schon ihr Bedauern ausgesprochen, daß Niemand aus der Nachbarschaft zum Gebet kommen will. Auch Fremde dürfen kommen, und nicht blos am Sonntag, sondern alle Tage zum Morgen- und Abendgebet.“

Archy gieng heim und dachte der Sache nach. Er hatte einen Stich ins Herz bekommen und konnte bei Tag und bei Nacht den Gedanken an das Gebet in Paynstown nicht los werden. Als er aber seinen Mitsklaven erzählte, er werde auch hingehen zum Gebet, lachten sie ihn aus und hielten ihn für einen Narren, daß er sich unterstehen wolle, sich in das Haus eines Weißen einzudrängen. „Doch was können sie einer schwarzen Kreatur viel thun? etwa mich fortjagen. Allzuschwer fällt die Strafe jedenfalls nicht aus.“ Mit diesen Gedanken machte er sich auf den Weg, blieb wohl öfters stehen, und überlegte, was er etwa sagen solle, wenn man ihn nach dem Grund seines Kommens fragte, kam aber doch unversehens vor das große herrschaftliche Haus zu stehen. Ein Diener stand unter der Thüre, der rief ihm freundlich zu. Und schon trat die weiße Missis selbst heraus, ließ vom Diener sich Archy's Namen sagen und bemerkte hörbar: ich freue mich, daß er kommt.

Mit großer Scheu trat er ins Haus und wartete vor der Halle, bis durch ein Glöckchen das Zeichen zum Anfang des Gebets gegeben wurde. Es war dieß das allererste Mal in Archy's Leben, daß er einem Gebet beiwohnte! Man sang, Herr Cook betete aus dem Herzen, las einen Abschnitt aus der Bibel und schloß mit Gebet. „Was er las und sagte," erzählte unser Freund oft in späteren Jahren, „ist mir nicht im Gedächtniß geblieben; in Wahrheit verstand ich wenig oder nichts davon. Dennoch werde ich diese Stunde nie, nie vergessen; sie entschied für mein ganzes Leben. Ich hatte ein Gefühl von der Gegenwart des allmächtigen Gottes, meines Herrn; ich war bis ins Innerste erschüttert, meine Glieder zitterten. Unfähig ein Wort zu sagen, eilte ich davon und hielt mich stille zu Hause."

Tags darauf traf er mit einer Negerin Elisabeth zusammen, welche, obwohl unerweckt, etwas von christlicher Lehre wußte, da ihre Eltern sich zu der Brüdermission in Carmel gehalten hatten. Ihr erzählte er, was er erlebt hatte; sie faßte es mit solcher Theilnahme auf, daß sie ihn erst Sonntags, dann alle Abende nach Paynstown begleitete. Auch Andere merkten etwas und schlossen sich nach und nach an, bis es ein ganzes Häuflein wurde, das in die einfache Versammlung gieng. So steckt eine Kohle die andere an.

Eines Sonntags empfieng Herr Cook die Schwarzen mit der Anzeige: Dießmal gehe er nach Hopeton, einer nahen Plantage, wo Kinder Gottes wohnten; ein Missionar komme dorthin, um Gottesdienst zu halten. Hopeton war ein anderes Licht in der großen Finsterniß Jamaika's; da wohnte auf einem wunderschönen Hügel die Familie Scott, reich an allen irdischen Gütern und hochgeehrt wie wenige. Schon seit vielen Jahren hatten sie sich bemüht, ihre Neger selbst zu unterrichten und Brüdermissionare in ihre Nähe zu ziehen. Auch hier war eine weiße Herrin, bei der ihre alte Mutter Frau Senior wohnte, voll Glaubens und Liebe. Die gute Dame hatte noch keine Jamaikasitte gelernt; freundlich gieng sie den Schwarzen entgegen und sagte: „Gut daß ihr kommt; wie freut michs, Neger zu sehen, die auch Jesum lieb haben wollen. Nun will ich euch zu einem Arzte führen, der euch sagen wird, was ihr thun sollt, daß eure Seelen genesen." Dieser Mann war der unvergeßliche Br. Ellis, dem damals die Aufsicht über das ganze Missionswerk übertragen war. Der hielt nun nicht nur eine einfältige Predigt, sondern redete auch mit jedem Einzelnen und schrieb sich seinen Namen

auf. Derselbe war hier auf seinem ersten Besuch, welcher reiche Früchte bringen und den Namen des Orts (Hoffnungszaun) bewahrheiten sollte. Er kam von einer fernen Station, Mesopotamia, die später aufgegeben wurde; entschloß sich aber, hinfort alle acht Wochen Hopeton zu besuchen und die Neger zu unterrichten.

Herr Scott, damals bereits ein „aufmerksamer Hörer", wurde immer mehr ein Thäter des Worts, bis er sich (1826) verpflichtete, eine Kirche und Schulhaus auf seinem Boden herzustellen und doch die Leitung der Gemeinde ganz den Herrnhuter-Brüdern zu überlassen. Er hat auch nie Ursache gehabt, seinen Dienst zu bereuen. Ein Menschenalter später litt er freilich mit unter der allgemeinen Verarmung der Insel, um so reicher aber war er im Glauben und sah mit fester Freude der Zukunft seines Herrn entgegen. Auch in seiner Familie hat er seinen Lohn empfangen; besonders häufig wird seine Schwägerin Miß Senior als eine unermüdliche Lehrerin der schwarzen Kinder erwähnt. Hier war nun nicht mehr Jamaika, sondern ein Stück von Gottesreich.

Archy hatte also ein Ruheplätzchen gefunden, erst in Paynstown, und dann alle zwei Monate in Hopeton. Aber noch war seine Seele unruhig in ihm; mußte er doch allen Trost und Unterricht von Menschen holen, in gemessenen Zeiträumen. Da fragt ihn eines Tags Frau Cooper, eine überaus ernste Dame auf der Pflanzung Cruise, die für das Seelenheil ihrer Neger so besorgt war, daß sie dieselben selbst unterrichtete: „Höre, Archy, würdest du nicht gerne lesen lernen? ich will dichs lehren." Das war ein Lichtstrahl. Gesagt gethan! Es gieng wohl langsam, in schnell ergriffenen Viertel- und Halbstündlein; und die Mitsklaven neckten und höhnten den närrischen Kerl, der der weißen Leute Buch lesen wolle. Aber wie oft hat ers dem Heiland gedankt, daß er so weit kam, selbst Sein Wort lesen zu können. Wie war Er ihm damit um so viel näher getreten!

Es gab aber noch viel zu lernen. Im Cooper'schen Hause war immer etwas Neues zu vernehmen. So hatten sie ein weißes Kindsmädchen, weil sie die Kleinen vor der Zuchtlosigkeit und Schmeichelei schwarzer Dienstboten bewahren wollten. Mit der gerieth Archy einmal ins Gespräch und hörte sie klagen: es sei doch ein arges Treiben in Jamaika, da tanze man am Sonntag und wisse fast nichts von einer rechten Ehe! Der gute Mann wurde sehr betroffen; war er

doch ein leidenschaftlicher Tänzer, und lebte bereits mit der vierten Frauensperson, ohne sich darüber je einen Gedanken gemacht zu haben, da ja auch die hochgebildeten weißen Christen es um kein Haar besser trieben. Jetzt hatte er doch die zehn Gebote auswendig gelernt, und glaubte an die Liebe des Vaters im Sohne; trotzdem wußte er noch nicht, was recht und unrecht sei. Wie wäre auch dem abzuhelfen? Dürfte ers wagen, einen Weißen zu fragen? Unmöglich, ein Schwarzer darf sich das nicht herausnehmen. Aber den Missionar? Wie viel hatte der zu thun, wenn er einmal nach Hopeton kam! Doch siehe da, eines Tags kam ihm Herr Cooper, als könnte er in seiner Seele lesen, mit der freundlichen Aufforderung entgegen: „Ist dir etwas nicht verständlich, so frage mich nur ganz getrost; sei doch nicht bange, ich gebe dir gern Auskunft, so weit ichs vermag.“ Wieder war eine Quelle entdeckt, aus welcher das gottesdurstige Herz Trost und Unterweisung schöpfen durfte.

Aber das reicht aus — nothdürftig — für gewisse Fälle. Gäbe es nicht noch einen andern Weg? Auch dieser fand sich. Wie? Das soll Archy selbst erzählen. „Wir Sklaven hatten den Sonnabend und Sonntag frei (wenn nicht gerade dringende Geschäfte dazwischen kamen). Das galt auch mir, ob ich gleich kein gemeiner Feldarbeiter mehr war. Nun war am Sonntag Markt in Blackriver. Kam ich also vom Sonntagsgottesdienst, so gieng ich aufs Feld, meine Früchte zu bauen, oder trug sie in die Stadt und brachte heim, was ich nöthig brauchte. Einmal war ich so darauf bedacht, etwas für mich selbst zu gewinnen, daß ich am Sonntag den Gottesdienst aussetzte und vom frühen Morgen an in meinem Felde angestrengt arbeitete, grub und pflanzte. Da kam auf einmal der Gedanke, daß dieß nicht recht sei, mit solcher Macht über mich, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich warf die Hacke weg, kniete in das eben gegrabene Loch und bat den Heiland inständig, ja ich schrie ihn an, er solle mir doch seinen Weg und Willen klar machen, mir rathen und helfen und meine Finsterniß erleuchten. Darauf folgte augenblickliche Erhörung. Es war mir sofort ausgemacht, daß ihm meine Sonntagsarbeit mit ihrer ganzen Wurzel, der Gewinnsucht, höchlich mißfallen habe, während ich zugleich mit der felsenfesten Gewißheit erfüllt wurde, es werde mir an all der Nothdurft eines armen Sklaven nie mangeln, wenn ich nur vor Allem nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten wolle. Und das sagte ich alsbald aus Herzens-

grund meinem Herrn und Heiland zu und habe von da an meine Hacke Sonntags nicht mehr angerührt, sondern am Sonnabend um so fleißiger auf meinem Felde gearbeitet. Der Heiland aber hat mich dabei im Aeußern so über Erwarten und Verstehen gesegnet, daß ich niemals irgend welchen Mangel gelitten habe."

So war sie nun angebrochen, die Freudezeit der ersten feurigen Liebe. Es war aber dafür gesorgt, daß sie nicht im Jubelrausch verrauche. Archy's Herr, an den er von Jugend auf überaus anhänglich war, wurde ihm herzlich gram. Er behandelte ihn mit äußerster Härte, suchte immer Veranlassung, mit ihm unzufrieden zu sein, zürnte, wenn er krank wurde, und erging sich in maßlosem Schelten. Das alles komme von dem verdammten Geläuf nach dem verwünschten Paynstown; da sehe man, wozu das Beten führe; er werde es nun einmal nicht dulden, daß seine Schwarzen fromm würden u. s. w. Früher wohlhabend, war der verschwenderische Herr tief in Schulden gerathen, was seine Stimmung immer mehr verbitterte. Er fürchtete am Ende, seine Gläubiger würden ihm die Sklaven gelegentlich einmal wegfangen und verkaufen, und verbot daher endlich aufs strengste, Keiner dürfe mehr nach Paynstown, weder Abends nach der Arbeit, noch auch am Sonntag.

Es war eine harte Prüfung. Die Verstimmtheit des Herrn ergriff Archy im Innersten, die Aufrichtung durch Zuspruch und Brüdergemeinschaft fiel weg; er wurde ärgerlich, träg und gleichgiltig in seinem Glaubensgang. Was war auch da zu machen! Ist nicht am Ende Alles umsonst? Sklaven sollen scheints nicht ganze Christen werden dürfen, ist doch Alles gegen sie verschworen. Doch da kam ihm ein Brüdermissionar zu Hilfe. Der sagte ihm: „Du bist freilich übel daran, aber das ist nur zu deiner Prüfung gemeint; bete um so fleißiger; das Licht der Sonne, das sich dir jetzt hinter den Wolken verborgen hat, wird schon wieder scheinen." So geschah es auch. Archy klagte dem Herrn seine Noth in anhaltendem Gebet, und wurde getröstet und wieder erwärmt. Die äußere Noth durfte hinfort seinen Herzensumgang mit dem Heiland nicht wieder stören.

Und nun schenkte Er ihm ein Zeichen, daß Er nicht von seinem Knecht gewichen sei, vielmehr ihn auch zu seinem Werkzeug brauchen könne. Jene Christine, die ihm zuerst den Weg nach Paynstown gezeigt, und die er seitdem aus Dankbarkeit oft besucht hatte, wurde gefährlich krank. Archy besuchte sie und mußte an die Nähe ihres

Endes denken. Dabei kümmerte ihn das Gefühl, das ihn beschlich, sie entbehre noch den rechten Trost des Glaubens und sei in Selbstgerechtigkeit befangen. Er setzte sich zu ihr und fragte, ob sie der Vergebung ihrer Sünden gewiß sei. Sie erwiederte: habe sie was Schlechtes gethan, so habe sie auch allemal Gott um Vergebung angerufen; sie habe sich aber des Guten beflissen u. s. w. — „Das meine ich nicht," unterbrach sie Archy; „ich will dich lieber anders fragen: Weißt du, liebe Christine, daß wir alle ewig verloren sein müßten, wenn Gott nicht seinen Sohn zu unserer Rettung in die Welt gesandt hätte? Kannst du dich nun dessen getrösten, daß das am Kreuze vergossene Blut seines Sohnes ein vollgültiges Lösegeld ist für der ganzen Welt Sünden, und auch für die deinen?" So kräftig konnte er von Sünde und Gnade zeugen, daß die Kranke entschieden sagte: „Ja so ist es, ich bin eine verlorne sündige Kreatur; aber ich vertraue darauf, daß das Blut Christi mich gerecht macht, und Gott mich um Seinetwillen zu Gnaden annehmen wird." — „Ach," rief Archy, „sage mir das noch einmal, das höre ich so gerne aus deinem Munde." Und als sie es nochmals ausgesprochen, bat er sie, doch fein gewiß in dieser Herzensstellung zu bleiben, kniete nieder und betete inbrünstig an ihrem Lager. Das Gesicht der Sterbenden glänzte von Trost und Frieden, sie richtete aufrechtsitzend die Blicke nach oben, bis ihre Augen brachen, sie zurücksank, und sanft verschied. Archy war nicht wenig erschrocken; aber doch schwoll sein Herz von Dank und Anbetung, daß er nun seiner Wegweiserin auch ein Wegweiser geworden war. So kann also ein elender Sünder, gestern noch selbst ein Zweifler und Murrer, heute durch Gnade seinen Herrn verherrlichen? Fürwahr Sein Name ist wunderbar!

Auch der irdische Meister hörte auf zu trutzen, wenn gleich nur allmählig. Zunächst erlaubte er dem treuen Sklaven, wenigstens die englische Kirche in Blackriver, wo er getauft worden war, einige Mal zu besuchen. Nur von den Herrnhutern solle er fern bleiben. Nun wäre Archy gerne zum Abendmahl gegangen, und hielt also bei dem Geistlichen um die Erlaubniß dazu an. Sein Bescheid war, er müsse zuerst kirchlich getraut werden, dann möge es geschehen. Die Person aber, mit welcher Archy nach seines Meisters Weisung zusammen lebte, haßte das Evangelium gründlich, und schimpfte jedesmal, wenn er zur Kirche gieng. Alle Versuche, sie zu gewinnen, blieben vergeblich; von Trauung wollte sie nichts wissen. So entschloß sich denn Archy

lieber allein zu wohnen, und von dem eigenwilligen Weibe sich zurückzuziehen. Es war eine gefährliche Probezeit, aber der Herr ließ sie zum Besten ausschlagen. Geraume Zeit lebte Archy nun allein, aber selig in dem Freunde seines Herzens, der ihn begleitete wo er gieng und stand, ob er arbeitete oder ruhte.

Doch verlangte sein Meister, er müsse sich ein Weib suchen. Das war noch eine Vergünstigung; er hätte ihm ganz anderes befehlen können. Also fragte er die wackere Rebekka in Paynstown, die fleißigste Besucherin der Hausandachten im dortigen Herrenhause, ob sie sich mit ihm trauen lassen würde. Sie willigte ein. Der Meister hatte es aber nicht so gemeint; was brauchte auch Archy sich außerhalb seiner Pflanzung umzusehen. Doch Archy fuhr fort zu beten und zu dienen, fröhlich im Innersten, bis Gott seinen Willen weiter kund thun würde. Und da schickte sich's eines Tags, daß Herr und Sklave zusammen in die Kirche zu Blackriver traten. Ob da ein kräftiges Wort gesprochen wurde, oder wie es zugieng, wir wissen es nicht. Beim Herausgehen sah Archy den Gebieter fragend an. Man kehrte auf die Plantage zurück. „Du giengest gerne zum Abendmahl?" hieß es endlich; „nun, du kannst dich ja trauen lassen, — mit wem du willst."

So kam es denn zur Hochzeit. Am 8. Juni 1826, es war ein großer Markttag und die Kirche voller denn gewöhnlich, obwohl an einem Wochentag, traten nach der Predigt 4—5 schwarze Paare vor den Altar. Es war Archibald Monteith, dem wir nun den vollen Namen geben müssen, mit anderen Sklaven, die seinem Beispiel und Zuspruch gefolgt waren. Die weißen Zuhörer brachen in spöttisches Gelächter aus. „Was?" verlautete auf allen Seiten, „seht einmal das schwarze Volk! was die für Ansprüche machen! Wollen am Ende Ehen haben wie die Weißen und sich in Allem uns gleichstellen," u. s. w. Die Aufregung wurde so groß, daß der Prediger kaum durch die ernsteſten Worte die Ruhe an der heiligen Stätte herstellen konnte. Doch wirkte endlich seine Zurechtweisung, und die Trauung konnte vollzogen werden. Archy hatte nun eine wirkliche Lebensgefährtin vom Herrn geschenkt bekommen. Wie gnädig und herrlich war er doch geführt worden!

IV.

Im Februar 1827 kam der feurige Missionar Scholefield nach Jamaika. Ihm wurde nun aufgetragen, die neue Station zu gründen, zu welcher die Scotts auf Hopeton schon drei Jahre zuvor einen Platz angeboten hatten. Es waren kühle Hügel auf der Ostseite seines Landes, mit vortrefflichen Bausteinen in nächster Nähe, und einer Kalksteinhöhle, von deren Decke ein krystallhelles Wasser auch in der trockensten Jahreszeit reichlich niedertropft, eine große Wohlthat in der wasserarmen Gegend. Scholefield wohnte bei den Scotts, bis das Missionshaus — Neucarmel — gebaut war. Wie froh war nun Archy mit allen erweckten Sklaven, eine lebendige Segensquelle in nächster Nähe zu haben; war's doch ein Weg von acht Stunden bis zu der nächsten Kirche! Am Charfreitag hielt Scholefield die erste Predigt, die Archy nie vergessen hat: — Nichts als Jesum den Gekreuzigten wollte der weiße Bruder unter seinen schwarzen Freunden wissen. Als man am Ostermorgen (15. April) im Freien die Osterlitanei betete, war Alles ganz hingenommen; fürwahr, fühlte Archy, der Auferstandene ist in unserer Mitte. Mit zwölf Personen wurde auch er als Gemeindeglied eingeschrieben; und die Zahl der Erweckten mehrte sich von Woche zu Woche in erstaunlichem Maaße.

Wie war doch Alles so ganz anders geworden! Schon 55 Jahre lang hatten die Brüder auf der Insel gearbeitet, als Br. Lang am Osterfest 1809 nach dem Abendmahlsgenuß jammerte: „O Jamaika, todt wie Stein, ja hart wie ein Diamant für Alles was göttlich ist, meinest du, der Ewige werde seine Gesetze um deines Lasterlebens willen ändern müssen? Auch nicht Eine Seele wüßte ich zu nennen, von der ich in Wahrheit sagen könnte, daß sie von einem Funken der Gnade gerührt gewesen. Warum wir hier sind? Ich weiß es nicht. Dennoch wollen wir nicht verzweifeln, der Vater ist ja größer als Alle." Nun aber war eine Zeit der Heimsuchung angebrochen, nicht für diese oder jene Kirchenpartei, sondern für alle Missionen der Insel. Ueberall regte es sich unter den Todtengebeinen.

In dieser seligen Zeit erkrankte unser Archy an der Gicht, und wurde endlich so gelähmt, daß er weder Hand noch Fuß regen konnte und wie ein Kindlein gefüttert werden mußte. Sein Herr ließ ihn aufs beste verpflegen, rief auch weiße Aerzte herbei, doch wußte Niemand Rath. Die treue Frau Cooper erzeigte ihm viel Gutes, während der Arme immer mehr zu einem Schatten zusammen trocknete.

Monatelang gieng es so fort, da meldete sich ein Farbiger mit dem Anerbieten, daß er helfen wolle. Er gab einen Thee von einer so scharfen Pflanze, daß der Mund des Patienten ganz wund wurde; dennoch setzte dieser den Gebrauch des Mittels fort, und zu aller Verwunderung erhielt er endlich seine volle Gesundheit. Was noch an Kräften fehlte, brachte das Seebad herein, wozu ihn sein Herr an die Küste schickte; und Archy kehrte zurück rüstig in allen Gliedern und voll Verlangens, ihren Dienst Dem zu heiligen, dessen Eigenthum sie sind.

Er wurde nun konfirmirt, wurde Abendmahlsgenosse, und endlich zum Helferamt berufen. Ein solcher Nationalgehilfe hatte eine schwere Aufgabe. Abends nach vollbrachtem heißen Tagewerke sollte er hin und her auf die Plantagen laufen, um Seelen zu sammeln und zu weiden. Dabei hatte er über die Nähertretenden eine gewisse Aufsicht zu führen, die Fehlenden zu ermahnen und den Missionar von Allem in Kenntniß zu setzen. Archy thats mit Freuden, reiste frisch umher, zog seine Bibel heraus, las den Leuten vor, so viele eben kommen und hören mochten, und redete ihnen an's Herz, so lange es gieng. Zwar auf Woodlands wurden die Versammlungen verboten; der Verwalter strafte jeden, der sich dabei einfand; was aber rechte Leute waren, die ließen sich nicht so leicht abschrecken. Es war weithin ein Zug von oben zu spüren, der die armen Neger merken ließ, daß ihr Seufzen erhört sei und die rechte Freiheit auch dem Sklaven offen stehe. Floß doch Archy's Mund zu Zeiten über von holdseligen Worten, über die er selbst sich wundern mußte; und während die Meisten still und betreten nach Hause giengen, drückten ihm Einige noch kräftig die Hand und dankten für's Genossene. Einer sagte: „Bruder, dich hat der Herr aus Liebe zu uns wieder genesen lassen; wir haben's nöthig, im Glauben gestärkt zu werden."

Sie hatten's freilich nöthig. Denn der Feind wüthete über der ungewohnten Bewegung in den Negerherzen, durch welche die Finsterniß der herrschenden Klasse tagtäglich gestraft wurde. Welche Gräuelthaten damals ungestraft verübt werden durften, davon redeten erst sechs bis acht Jahre später die Parlamentsberichte. Die Missionsberichte jener Zeit deuten nur das Nöthigste an. Von Einem der liebsten Freunde unsres Archy aber muß hier die Rede sein.

Das war der Kupferschmied Hamilton, auf der Bogplantage, ein überaus begabter Mann, den Archy hoch über sich stellte. Eben

war ihm seine Negerin untreu geworden, als er auf Neucarmel zum ersten Mal das Evangelium vernahm. Er wollte nun heirathen. Der Aufseher erlaubte es nicht; er schwur hoch und theuer: „Wenn du das je thust, so werde ich dir das Kirchengehen auf immer entleiden." Wer aber beständig zur Kirche gieng, das war unser Hamilton; und wenn andere sich trauen ließen, warum sollte er sich zur Unzucht zwingen lassen. Er wollte mit der unbußfertigen Treulosen nichts mehr zu thun haben, sondern redete mit einem Dienstmädchen, das bei den Scotts erzogen worden war. Im Namen Gottes ließ er sich mit ihr in der Kirche trauen, freilich ohne Aussicht, sobald mit ihr zusammen wohnen zu dürfen. Sein Herr aber erfuhr die Sache bald genug; und nun wars mit dem Handwerk aus. Man gab ihm eine neue Hacke, Axt und Buschmesser, und zwang ihn, Zuckerrohr-Furchen zu graben und die härtesten Arbeiten zu verrichten. Muthig, ohne zu murren, zog er täglich hinaus aufs Feld und thats den Besten gleich. Dennoch wurde er wiederholt gepeitscht und Abends in die finstere Zelle eingesperrt, um ihn jeder Gemeinschaft zu berauben. Einmal wurde er beim Fällen eines Baumes schwer verwundet; niemand nahm sich seiner an. Ein ander Mal sperrte man ihn mit 35 Sklaven in das schwarze Loch, schloß ihre Füße in den Block, und vermauerte die einzige Oeffnung, durch welche ihm die Freunde bisher Lebensmittel zugeschoben hatten. Ein ausgehungerter Neger aber hatte etliche Yamswurzeln sich zugeeignet und in seinem Hut eine brennende Kohle ins Gefängniß eingeschmuggelt, um jene damit für sich und seine Leidensgenossen zu rösten. Doch waren alle so müde, daß sie der Schlaf überfiel, ehe ans Kochen gedacht werden konnte. Der Filzhut fieng Feuer, und der Rauch, der kaum einen Ausgang fand, drohte Alle zu ersticken. Hamilton schrie um Hilfe; aber kein Mensch achtete darauf. Doch auch aus jener unvergeßlichen Nacht rettete ihn der Herr. Fast erstickt lag er Morgens am Boden. Er hatte zwei Kühe besessen, die trieb man auf die Landstraße hinaus; seine Fruchtbäume wurden niedergehauen, wie auch die der andern Neger, damit man leichter sehen könne, ob jemand in die Kirche gehen wolle. Weihnachten 1827 kam heran; alle Neger durften etliche Tage Freiheit genießen; aber keiner wagte sich in die Kirche. Hamilton allein blieb eingesperrt. Oft sagte ihm sein grausamer Herr: es wäre mir ja leicht dich zu tödten; aber das will ich nicht. Ich will doch sehen, ob ich dich nicht biegen und von der Kirche abbringen kann. Noch

stehen mir viele Mittel zu Gebot, um dich mürbe zu machen, und ich werde sie alle versuchen.

Zunächst befahl er ihm, eine 33 Fuß lange Mauer 5 Fuß hoch ohne Kalk ganz allein aufzuführen. Das war im Jahre 1828. Hamilton thats, immer getröstet durch Gottes Wort und Geist. Man ließ ihn wieder frei; aber das Kirchgehen konnte er nicht lassen. Und bei den Scotts fand er immer wieder Rath und Trost, daß er oft jauchzend in sein Elend zurückkehrte. Doch vermißten diese nach einiger Zeit seine Besuche; da ergab sich, daß man ihn, fern von seinem Weibe und allen Freunden, in einen Sumpf geschickt hatte, um dort eine Hütte zu bauen. War er damit fertig, ohne zu erkranken, so hieß man ihn Grenzmauern aufführen, wo er Tagelang tief im Wasser zu stehen hatte. In dieser Pestluft wurde er denn gefährlich krank; und von Pflege war nicht die Rede. Seine Mutter war zwölf Stunden weit entfernt; immer kränklich hatte sie schon lange nur im Garten gearbeitet, jetzt mußte auch sie mit den Starken ins Feld, und wenn sie ihre Aufgabe nicht vollzog, wurde sie in solcher Weise mißhandelt, daß sie bis zu ihrem Tode nicht mehr genas. Statt sie zur Pflege zu bekommen, mußte Hamilton erfahren, daß man durch ihre Leiden nur seine Standhaftigkeit brechen wolle. Schon schien er verschmachten zu sollen; da kam in der Nacht ein Dienstbote von Hopeton und brachte Arznei und Erquickung.

Das war nun freilich ein besonders schwerer Fall; auf den meisten Plantagen herrschte mehr Leichtsinn als Bosheit, immerhin so vertheilt, daß der eigentlichen Laster unter den Weißen mehr waren, als unter den Schwarzen. Aber die Weißen merkten jetzt, daß sich ein neuer Geist unter den Negern rege; und statt im Christenthum eine Stütze zu suchen, hielten sie gerade es für das gefährlichste Element. Verschwörungen verbreiteten sich unter den Sklaven, besonders auf den Plantagen, wo keinem Missionar der Eingang gestattet war. Der Schotte Waddell besuchte im Dec. 1831 einen Herrn, dessen Neger ihn um Unterricht gebeten hatten. „Nun, wie meinen Sie's denn anzufangen?" fragte der Pflanzer. Der Missionar entwickelte seinen Plan und wurde ruhig angehört, bis er verlauten ließ, als dürfte etwas Zeit für den Gottesdienst gewährt werden. „Extra Zeit!" rief der Pflanzer aus, „ich bin keiner von denen, die fünf Minuten für solche Dinge hergeben. Ich brauche die Leute zur Arbeit." Waddell griff nach seinem Hut und sagte: „Ich fürchte, Herr G., Sie bringen sich selbst in die

Patsche. So wird man mit Sklaven und Missionaren nicht fertig." Und der Monat gieng nicht zu Ende, bevor die schöne Pflanzung mit hundert andern, welche ähnliche Herren hatten, in Asche lag.

Wenn jetzt Missionare landeten, so war die erste Frage der Schwarzen: „Was kommt von England? Ist der Freiheitsbrief (free law) noch nicht da?" Allgemein trauten sie dem König und Parlament Großbritaniens das Beste zu, glaubten aber, ihre Dränger auf der Insel suchen ihnen die gemachten Zugeständnisse vorzuenthalten. Die Pflanzer fürchteten einen Aufruhr während der gewöhnlichen Feiertage und musterten die Miliz. Dadurch mehrte sich die Aufregung. Der Christtag kam und gieng ruhig vorüber. Aber am Abend des zweiten Feiertages rannten die Schwarzen verstört umher. „Was ists?" fragte der Missionar. „Es brennt in Palmyra." Das war die Pflanzung, wo eine Dame mit nägelbeschlagenen eisernen Halsbändern und andern neuerfundenen Strafen die Schwarzen zu bändigen versucht hatte. Erwürgt lag sie auf ihrem Bett. Und schon hieß es: „Kensington brennt." Und auf der ganzen Nordseite der Insel sah man bald die Flammenzeichen aufsteigen, wohin man schaute. Es war eine fürchterliche Zeit, als nun an hunderttausend Schwarze sich der Dienstarbeit weigerten und tolle Schaaren, „des Hundelebens müde," sengend und brennend durchs Land zogen. Und doch zeigte sich auch hier schon der besänftigende Einfluß des Christenthums. Leicht hätte man die vereinzelten Weißen tödten können, wie in früheren Aufständen wiederholt geschah. Statt dessen ließ man sie entrinnen, so daß sie in den Kirchspielen sich ungestört in Milizregimenter bilden konnten; trotz der leidenschaftlichen Aufregung kamen keine zehn Mordthaten vor.

Archy erzählt von dieser Zeit in folgender Weise: „Der Schrecken war groß. Ich hörte davon zuerst durch meinen Herrn, der mir es in großer Aufregung mittheilte, und wollte es anfangs gar nicht glauben. Mein Herr konnte sich indessen zu seinem Troste bald überzeugen, daß er nichts zu fürchten habe. Wir giengen ruhig an die Arbeit und würden nöthigen Falls unsere Herrschaft beschützt haben. Ebenso stand es in Hopeton und auf anderen Plantagen, wo das Missionswerk schon festere Wurzel unter den Leuten gefaßt hatte."

Auf Hopeton dachte man in der ersten Bestürzung, es werde gerathen sein, sich an die Seeküste zurückzuziehen.*) Noch einmal

*) Siehe Prediger Trew's Bericht, Calw. Bl. 1837. Nr. 16.

sammelte sich Alles zum gewöhnlichen Abendgebet. Scott redete die Versammlung besonders nachdrücklich und beweglich an, indem er auf die schweren Gewitterwolken hinwies, die in diesem Augenblick über ihren Häuptern schwebten, und Alle ermunterte, standhaft auf den Herrn zu blicken und ihm zu vertrauen. Alle waren gerührt. Es war ihnen, als sollten sie sich nie wieder sehen; aber gerade als sie auseinander gehen wollten, erhob sich eine Stimme und sang den Vers:

Streiter, bleib auf deinem Posten,
Folge treu dem Heiland nach!
Laß den Glaubensschild nicht rosten,
Bleibe fest im Ungemach!
Hunger, Mühe, langer Weg
Mach' dich nicht verzagt noch träg;
Stark in Christi Kraft und Licht,
Weich' von deinem Posten nicht!

Tief bewegt stimmte die ganze Versammlung ein. Hamilton wars, der wie ein himmlischer Friedensbote mit dieser Losung unter das Häuflein trat. Sein Wort schlug durch, die Familie entschloß sich zu bleiben, und ihr Einfluß wirkte beruhigend auf die ganze Umgebung. Auch die wildesten Drohungen der Aufrührer brachten die Negerchristen nicht vom Gehorsam ab.

Hätten die Weißen nur ähnliche Mäßigung geübt, wie die Schwarzen! Statt dessen wurde nach dem leichten Sieg Kriegsrecht verhängt und schrecklich gewüthet, nicht blos gegen die Empörer, sondern gegen alle, die nicht zur Arbeit gekommen waren. Ganze Wagenladungen von Gefangenen wurden auf die verwüsteten Pflanzungen geführt und dort gehenkt. Achtzehn Missionskirchen, besonders der Baptisten und Methodisten, brannte die weiße Miliz — nach hergestellter Ruhe — nieder. Natürlich mußten die Missionare, von denen auch nicht alle sich als Muster von Vorsicht bewiesen hatten, am ganzen Elend schuld sein, und wo es irgend angieng, suchte man bei dieser Gelegenheit, ihrer Arbeit den Todesstoß zu geben. Ueberall sammelte man Zeugniß gegen sie und vertrieb oder verhaftete mehr als einen. Br. Pfeiffer in Neu-Eden wurde von den Soldaten am 7. Jan. 1832 verhaftet und vor das Kriegsgericht in Mandeville gestellt. Vier Neger sagten eidlich aus, daß er zum Aufruhr aufgefordert habe, und Tagelang wurde er in strenger Haft gehalten, während die Hinrichtungen rasch aufeinander folgten. Der Verwalter

der Bog-Plantage hatte nämlich im Sinne, bei dieser Gelegenheit es dem Missionar einzutränken, daß er hie und da seine unerhörten Grausamkeiten gegen die Neger gehindert, oder doch geoffenbart hatte. Es stellten sich aber so viele angesehene Entlastungszeugen ein, so viele Pflanzer, die für ihn gut sprachen, daß Pfeiffer am 19. Januar zu seiner Gattin zurückkehren durfte. Dagegen wurde einer der Meineidigen bald darauf selbst angeklagt und erschossen; ein Anderer gieng noch viele Jahre wie unter einem Bann dahin und ist endlich reuig gestorben. Pfeiffer dagegen überlebte die meisten Brüder und starb erst im Januar 1858 als Veteran in den Armen des 77jährigen Freundes Scott auf Hopeton.

Nicht so gut wurde es den schwarzen Christen. Mehrere wurden erschossen, weil man sie nicht an der Arbeit fand, von welcher sie mitunter die Herren selbst dispensirt hatten. Einige Nationalgehilfen traf dies Loos, weil Feinde der Kirche bei dieser Gelegenheit ihr Müthlein an ihnen kühlen wollten. Andere, weil sie sich zum Besuch von Betstunden außerhalb ihrer Pflanzung gewagt hatten, ohne einen Paß zu haben, und vor den Rothjacken die Flucht ergriffen. Es währte bis zum 7. März, ehe die Brüdermissionare den regelmäßigen Gottesdienst wieder einzurichten wagten. Während dieser Zeit forderten die Blätter insgesammt auf, den Missionen doch jetzt ein Ende zu machen, namentlich auch den scheinheiligen Herrnhutern, die zwar bescheidener aufzutreten pflegen als englische Missionare, aber bei ihrem „Sprechen" (dem achtwöchentlichen Durchgang der Gemeindeglieder) die Privatverhältnisse der Pflanzer auszuforschen suchen u. s. w. Im Ganzen hat diese Verläumdung den Brüdern nur genützt; denn von allen Seiten liefen nun Zeugnisse ihres Wohlverhaltens ein, und mancher Pflanzer wünschte, wenn er überhaupt Missionare haben müsse, noch am ehesten Herrnhuter unter seinen Leuten zu sehen.

Nach dieser Enttäuschung wartete der Neger ein schweres Joch; die Pflanzer brachten die versäumte Arbeit mit Wucher herein. Viele Sklaven wollten nun nichts mehr vom Glauben, nachdem er ihnen die erwartete Freiheit nicht gebracht hatte. Hamilton hatte fortwährend das härteste Loos; er mußte bis 1833 auf dem Feld arbeiten und wurde auch in der freien Zeit geflissentlich an der Ausübung seines Handwerks verhindert. Von den 400 Negern seiner Pflanzung war er lange der Einzige, der es wagte, in die Kirche zu gehen, daher auch die ganze Last der Verfolgung auf seinen Rücken fiel. Er redete

einmal einem alten Neger zu, mit ihm zur Kirche zu gehen, sie sei ja nur eine halbe Stunde weit entfernt; der glaubte aber die Strafe des schwarzen Lochs nicht aushalten zu können. „Gott wird dir darin helfen." — „Ach, Er wird doch nicht dazu herunter kommen." — „Aber doch hat Er mir geholfen." — „Ja," meinte der Alte, „du bist auch stark genug dazu." — Einmal beredete Hamilton eine Negerin, dem Gottesdienst zu Neucarmel beizuwohnen. Die Treiber faßten sie ab, und zur Strafe wurde sie ihrer drei Kinder beraubt und auf die ungesunde Sumpfpflanzung geschickt!

Die Freunde der Neger in England regten sich jedoch in solcher Weise, daß die Gerüchte von der bevorstehenden Emancipation immer lauter und glaubhafter wurden. Hamiltons Aufseher spottete darüber in seiner herzlosen Weise: „Gelt, John, du möchtest gerne frei werden? Aber jenen Tag sollst du nicht sehen. Tausend Pfund Sterling (12000 fl.) sollen dich nicht aus meinen Händen loskaufen. Die Narren in England sagen, sie wollen euch alle frei machen; aber woher sollten sie das Geld nehmen? Können ja ihre eigene Schuld nicht bezahlen." — Wie oft tröstete da Archy seinen Freund, indem er ihn aufs Harren und Hoffen verwies, das nicht zu Schanden werden lasse. Ein Fortschritt war einmal nicht zu läugnen, wenn er auch langsam sich bewerkstelligte. Giengen sie doch häufig an einer Mauer vorbei, wo sie in ihrer Jugend einen Negerkopf als Warnungszeichen aufgesteckt gesehen hatten. Der gehörte einem frommen Schwarzen an, welcher im Jahre 1816 eine Gebetsversammlung gehalten hatte, dafür gefangen gesetzt und als Anstifter von Aufruhr gehenkt und enthauptet worden war. Der Schädel sollte alle Neger warnen: ebenso werde es ihnen allen ergehen, wenn sie fortführen zu beten. Und doch wurden der Betenden immer mehrere, und ihre Seufzer verhallten nicht mehr ungehört.

V.

„Am 1. Aug. 1834," so erzählt Archy, „ward endlich die bevorstehende Emancipation angekündigt; doch sollte noch eine Zeit der Vorbereitung, die für Feldarbeiter auf sechs, für Hausdiener auf vier Jahre angesetzt war, vorausgehen. Als Br. Scholefield uns in der Kirche die Ankündigung vorlas, war wohl Manchem die lange Dauer der Vorbereitungszeit schwer; denn die Sehnsucht nach dem 'Frei' war sehr groß.

Dennoch waren wir Alle froh und dankbar; wurde doch die Arbeit nun viel geordneter und erträglicher, und den sonntäglichen Kirchenbesuch durfte hinfort Niemand mehr verbieten. Von den Plantagen der grausamsten Herren sah man jetzt ganze Schaaren, auch Alte und Kranke, die sich mühsam fortschleppten, herbeikommen. Wohl suchte man ihnen hie und da Hindernisse in den Weg zu legen (besonders auf der Bogpflanzung); denn die Feindschaft gegen das Evangelium war groß, aber ihre Macht bereits gebrochen. Die Kirche in Carmel füllte sich mit jedem Sonntag mehr an, und oft reichte der Raum für die herbeiströmende Menge so wenig aus, daß außerhalb der Kirche noch an verschiedenen Plätzen unter dem Schatten der Bäume zu gleicher Zeit gepredigt wurde. Dazu war dann gewöhnlich auch ich angestellt, ebenso der arme Br. Hamilton."

„Arm" heißt ihn Archy, warum wohl? Weil er leider zehn Jahre später vom Glauben abfiel, wie wir unten hören werden! Vorerst aber wurde Hamilton nun für seine lange Standhaftigkeit reichlich belohnt. Scott fand Mittel und Wege, ihn von seinem Peiniger loszukaufen, machte ihn zu seinem Aufseher und übergab ihm die ausschließliche Verwaltung einer Zuckerplantage. Sein Herr war überaus zufrieden mit seiner Einsicht und seinem eisernen Fleiß; damit gelang es ihm, sich ein eigenes Haus und 70 Morgen Landes anzukaufen. Zu allen guten Zwecken steuerte er freigebig bei, und unter den Negern hatte keiner größeren Eingang, als dieser originelle Prediger. Vorerst stand Archy bescheiden hinter ihm zurück; sein Name wurde nicht, wie der des bedauernswerthen Hamilton, in Parlamentsacten und Streitschriften verewigt. Die Zeit erst zeigt, welcher Charakter wirklich probehaltig ist. In aller Stille, doch in immer weiteren Kreisen bewährte sich der treue Ibo-Neger. Lassen wir ihn weiter erzählen:

„Auf einer Plantage, deren lasterhafter Verwalter früher ein schändliches Vergnügen darin gefunden hatte, die jungen Leute beiderlei Geschlechts zu sündlichem Umgang mit einander zu verleiten, widerstanden sie nun, nachdem sie in der Kirche eines Bessern belehrt worden waren. Da ich nun öfters hinkam und Versammlung hielt, faßte der Verwalter einen gewaltigen Zorn gegen mich. Er verklagte mich endlich bei dem Inspektor der Plantage, einem Anwalt in Savanna la Mar, mit dem Vorgeben, ich halte die Leute bis Mitternacht wach und mache sie dadurch unfähig zur Arbeit am nächsten

Tage, und dergleichen mehr. Ich ward also zu dem Herrn Anwalt beschieden, und machte mich getrost auf den Weg. Wie ichs gehofft, stand mir auch der Heiland bei. Nachdem ich alle mir vorgelegten Fragen ruhig beantwortet hatte, sagte mir der Inspektor: 'Gut, ich glaube es nun, du thust keinen Schaden; im Gegentheil, es ist mir lieb, wenn du meine Pflanzung besuchst, falls es die Leute wünschen.' Das auszumitteln, traf er eine Woche später selbst auf der Pflanzung ein, ließ die Leute zusammenkommen und fragte sie. Alle baten herzlich, ich möchte doch noch ferner zu ihnen kommen dürfen; wozu er mir alsbald feierlich und förmlich die Erlaubniß ertheilte, und mich in Gnaden entließ.

„Der Herr that noch mehr. Der eigentliche Besitzer dieser und mehrerer andern Plantagen kehrte bald darauf von England zurück. Ueberall wurde seine Rückkehr in der üblichen Weise gefeiert. Die Sklaven durften sich nämlich Abends vor dem Herrenhause versammeln, wo ihnen Rum gereicht wurde; dann giengs ans Tanzen, und tolle Lustbarkeiten mit allerlei heidnischem Unfug währten die ganze Nacht hindurch bis zum hellen Morgen. Wie nun der Eigenthümer auch auf die oben erwähnte Plantage kam, begleitet von dem Inspektor, und den Leuten sagen ließ, sie dürften kommen und trinken und tanzen, bekam er zur Antwort: 'Meister, wir sind keine Heiden mehr, wir sind nun Christen geworden, die ihre Freude nicht an Rum und Tanz haben; aber wir wollen für dich beten!' Der Herr war höchlich verwundert über diese Ankündigung; aber werden sie auch darnach thun? Ja wirklich, die Leute giengen in aller Einfalt hinauf vors Herrenhaus, sangen dem zurückgekehrten Eigner etliche Segensverse, dann las der Helfer ein Kapitel aus der Bibel vor und sprach einige Worte, um der allgemeinen Freude einen Ausdruck zu geben; und endlich kniete die ganze Schaar nieder zum Gebet. Was thaten da der Herr und sein Inspektor? Sie beugten ebenfalls ihre Kniee und beteten mit. Dann giengen alle still und ruhig, wie sie gekommen waren, in ihre Hütten zurück.

„Als ich am nächsten Tage die Plantage besuchte, erhielt ich Befehl, ins Herrenhaus zu kommen. Dort saßen die beiden Herren mit anderen Weißen in der Halle beisammen; ich wurde angemeldet, zum Eintritt aufgefordert, ja man bot mir sogar einen Stuhl zum Sitzen an. 'Warum hältst du meine Neger vom Tanzen ab? wie magst du ihnen nur den Kopf so verdrehen? Einst hatten sie mehrere

Weiber, jetzt nur Eine, und wollen nicht mehr trinken?' fragte der Eigner. 'Mein Herr,' antwortete ich, 'das thue ich nicht, sondern das Wort Gottes verbietet ihnen die früheren heidnischen Lustbarkeiten.' — 'Unsinn das,' rief ein Dr. Gilpin, 'die Bibel erzählt doch, wie David getanzt, und Salomo 300 Weiber gehalten habe. Es kann uns auch nicht schaden, mehr Weiber zu haben.' Die Herren lachten, ich schwieg. Der Eigner aber wollte wissen, auf welche Bibelstelle ich mich denn berufen zu können glaube. 'Lieber Herr,' sagte ich, 'fürs Erste bleibe ich nicht beim Alten Testament stehen, obgleich ich in Betreff Davids und Salomo's das Meine zu erwidern hätte. Wir leben ja in den Zeiten des neuen Bundes, und es fragt sich daher, was wir aus dem Evangelium von Jesu Christo lernen. Wenn Sie Ihrem Sklaven etwas befählen, und derselbe weigerte sich und wollte etwas Anderes thun, indem er sich auf das beriefe, was nach seiner Meinung zu Ihres Herrn Vaters Zeiten auf der Plantage Sitte gewesen sei, würden Sie das gelten lassen?' — 'Nein,' antwortete der Herr, 'ich würde ihn auspeitschen.' — 'Also weiter,' sagte ich, 'das Evangelium muß unsers Lebens Richtschnur sein, ich meine die Lehre vom Sohne Gottes, der für uns gestorben und auferstanden ist und nun zur Rechten Gottes sitzt und das Regiment führt, dem der Vater Macht gegeben hat über alles Fleisch, daß er selig mache Alle, die an ihn glauben. Und was sagt uns diese Lehre? Sehen Sie nur gleich hier was ich aufschlage, Gal. 5, 16—22,' — und damit las ich vor, was der Wandel im Geist bedeute, und was die Werke des Fleisches seien. Das Gespräch nahm eine ernste Richtung. Als endlich der Herr aufstand, reichte er mir die Hand und sagte: 'Dagegen ist nichts einzuwenden; du magst denn auch ferner auf meiner Plantage lehren; es soll mir sogar lieb sein.' Der Wagen war indessen vorgefahren; sie stiegen ein und der Herr reichte mir noch einmal die Hand heraus und rief: 'Komm nur, so oft du willst und kannst.'

„Durch diesen Vorgang wurde mir nun die Thüre zu vielen Plantagen eröffnet. Ich war so zu sagen anerkannt und in meinem Amt als Plantagenbesucher öffentlich bestätigt worden. Nur fehlte mir die Zeit, da ich durch meine Arbeit sehr gebunden war. Als ich einmal nach Blackriver zu dem obersten Magistrat, Herrn Doddridge, kam, einem christlich gesinnten Mann, der sich jeder Zeit als einen warmen Missionsfreund bewiesen hatte und auch mir persönlich gewogen war, so theilte ich ihm das Erzählte mit und äußerte, wie

sehr ich doch wünschte, mich frei zu kaufen. Davon hatte er mir bisher immer abgerathen, weil er meinte, als freier Mann würde ich mit noch mehr Argwohn angesehen und an der Predigt noch häufiger gehindert werden. Jetzt aber machte er keine Einwendung mehr, sondern rieth mir, ich sollte mich nicht gerichtlich taxiren lassen, weil dann ein sehr hoher Preis festgesetzt würde. Lieber solle ich mit meinem Herrn privatim darüber einig zu werden suchen.

„Zu diesem gieng ich denn sogleich und trug ihm mein Anliegen vor. Es kam ihm nicht erwünscht, daher er sich alle Mühe gab, mich davon abzubringen, mich erinnerte, wie ich ja in drei Jahren beim Eintritt der Emancipation unentgeldlich frei werden könnte u. s. w. Meine Sehnsucht war aber zu groß, ich blieb bei meiner Bitte. Am nächsten Tag brachte mir der Herr selbst den Bescheid: 'Ich habe mich mit meiner Familie berathen, und da wir dich von klein auf lieb gehabt haben, mag es ja geschehen. Es ist wahr, du hast uns wesentliche Dienste geleistet und Ordnung unter den Leuten gehalten, namentlich in der Zeit der Rebellion; darum wollen wir nicht mehr von dir fordern als 30 Pf. Sterling für jedes der noch übrigen drei Jahre.' Ich erschrack über dieser Summe von mehr als 1000 Gulden; doch wagte ich nicht, etwas dagegen einzuwenden, sondern schwieg. Am nächsten Morgen kam aber mein Herr wieder und sagte: 'Wir haben's uns noch einmal berechnet, du sollst für 50 Pf. St. (600 fl.) frei sein.' Ich zahlte nun Alles, was ich erspart hatte, und brachte nach einiger Zeit den Rest. Dafür erhielt ich meinen Freiheitsbrief ausgefertigt. O wie schlug mein Herz voll Lob und Dank gegen Gott, als ich nun endlich das ersehnte Gut der Freiheit erlangt hatte. Dieser Tag — es war der 1. Juni 1837 — ist mir immer ein Festtag geblieben.

„Das Erste, was ich nun als freier Mann that, war, daß ich meine Sonntagskleider anzog und nach Carmel ritt, wo jetzt Br. Collis unser Prediger war. Alles staunte, mich an einem Arbeitstag ankommen zu sehen, ich aber rief schon von weitem: 'Freut euch mit mir, Gott sei Dank, ich bin frei.' Br. Collis und alle Andern priesen mit mir den Herrn, den Geber aller guten Gaben."

Nach dieser Zeit wurden unserm Archy allerhand Anerbieten gemacht, die Verwaltung von Plantagen zu übernehmen u. dgl. mehr; sein Sinn war aber nicht darauf gestellt, weil sich die Wirksamkeit für das Reich Gottes nicht gut damit verbinden ließ. Der heitere,

witzige Collis sank bald ins Grab. Statt seiner wurde der umsichtige Br. Zorn Vorstand der Mission, die er mit ungemeinem Takt durch die kritische Zeit der Emancipation hindurch zu steuern die Gnade hatte; während er freilich sich zu Tode arbeitete, wie ihm seine Brüder nachsagten, als er im Mai 1843, nur 40jährig entschlief. Zorn war es, der nun allerwärts das Werk zu organisiren suchte; er trug unserm Archy an, seine ganze Zeit und Kraft dem Dienst als Nationalhelfer zu widmen, wofür er ihm freilich nur die Unterstützung von 1 Pf. St. des Monats (12 fl.) zu bieten hatte.

Fröhlich sagte Archy zu. Er war schon eilf Jahre verheirathet, und jetzt erst wurde ihm eine Tochter geboren, die sein einziges Kind von Rebekka geblieben ist. Eine ältere Tochter von einer früheren Frau hat später einen frommen Schullehrer geheirathet. Er kaufte sich in Rosehall ein kleines Grundstück und Häuschen, worin dieses demüthige Kleeblatt 27 Friedensjahre verleben durfte.

VI.

Für die Emancipation waren zuerst zwei Termine bestimmt worden: — die Feldarbeiter, denen schon seit 1834 der halbe Freitag und Samstag freigegeben waren, sollten noch bis zum August 1840 ihre Lehrzeit ausdienen, während den Haussklaven, welche ununterbrochen dienen mußten, dieselbe um zwei Jahre verkürzt wurde. Nach Allem aber fand man es gerathener, die Sklaverei mit Einem Male zu Grabe zu tragen; die Verhältnisse waren zu gespannt, als daß sich länger zögern ließ. In den letzten Wochen wurden viele Neger vor Ungeduld krank, da doch gerade die Zuckerernte beendigt werden sollte; da war christliche Ermahnung sehr angelegt, und ihre Wirksamkeit wurde von vielen Pflanzern anerkannt. Am Abend des letzten Juli 1838 strömte Alles in die Kirchen und Kapellen, die Spitäler auf den Pflanzungen leerten sich in wunderbarer Weise. Und am frühen Morgen erscholl der Jubelgesang aus jedem Dorf, und in Procession giengs nun zur Kirche, über der das Kreuzesbanner wehte mit dem Motto: „Durch dieses siegen wir.“ Die Fahnen der verschiedenen Schaaren trugen alle möglichen Inschriften: „Dieß ist des HErrn Thun. Wir wollen arbeiten für Weib und Kind. Kein Zwang außer dem des Gesetzes! Lohn zieht mehr als Peitsche,“ u. s. f. Es war ein schöner Tag, und den Leuten wars Ernst mit ihrem Gelübde,

als Freie sich besser zu halten, als es den Sklaven gelungen war, und dem Gott, der sie erlöst, ihren Dank durch die That zu bezahlen.

Ueberall nahm nun die Mission einen mächtigen Aufschwung. „Es war eine großartige Veränderung aller Verhältnisse," erzählt Archy. „Ich freute mich von Herzen, nun Alle, die früher mit mir unter gleichem Joch geschmachtet hatten, davon erlöst zu sehen. Von ihnen waren mir gar Manche herzlich dankbar, nicht nur für dies oder jenes Gute, das ich ihnen etwa als ihr Aufseher bewiesen hatte, sondern auch gerade dafür, daß ich ihnen z. B. nie gestattet hatte, sich irgend etwas anzueignen, was dem Meister gehörte, obgleich dies sonst für erlaubt galt und allgemein geübt wurde. Nun zeigte sich aber der Unterschied zwischen solchen, welche freie ehrliche Männer werden wollten, und den Andern, die in der gewohnten Untreue und Dieberei fortfuhren und damit sich selbst manche Strafe, ihrer Umgebung viel Noth und Unlust machten.

„Dank sei dem Herrn, daß wir frei sind. Das Joch der Sklaverei war den armen Negern vielfach ein Hinderniß bei ihrer Bekehrung; erschwerte es doch in mancherlei Weise das Wachsen in der Erkenntniß wie in der Nachfolge Jesu! O möchten wir Alle, denen die große Wohlthat der Freiheit zu Theil geworden ist, es uns vor allen Dingen nun angelegen sein lassen, das Wort des Lebens nicht nur zu hören, sondern auch zu üben und unsern Glauben durch die That zu beweisen, damit nicht einst am großen Tag der Rechenschaft unsere noch im Todesschatten des heidnischen Afrika's dahinlebenden Stammgenossen als Zeugen gegen uns auftreten!"

Wenn einer sich das angelegen sein ließ, so war es unser Archy. Ein Missionar, der in jenen Jahren manchen langen Ritt in Hitze und Regengüssen auf den schlechtesten Wegen mit dem Gehilfen gemacht hat, beschreibt ihn als einen großen stattlichen Mann von kohlschwarzer Hautfarbe mit dickem wolligen Haar, mit afrikanischen platten Gesichtsformen, geistvollen Augen und einem sehr ansprechenden freundlichen Ausdruck der Züge. Collis nannte ihn treffend „eine Masse von Thätigkeit", so rastlos geschäftig war der korpulente Mann, ganz verschieden von der gewöhnlichen zugleich trägen und leidenschaftlichen Negerart. Noch erinnern Viele sich seiner Vorträge, die in rauhem ungelenkem Englisch gehalten wurden, aber immer gründlich und erfahrungsgemäß, voll des Feuers der Liebe und des Ernstes waren, und oft originelle Funken sprühten. Wo Hilfe noth

war, in der Nähe und in der Ferne, da war Archy zur Stelle, und wenn der große Mann auf seinem unansehnlichen Klepper angeritten kam, freute sich Alt und Jung und hieß ihn willkommen; da predigte er dann sogleich in seinem ganzen Staat, d. h. wohl im schwarzen Gesicht, aber ohne schwarzen Anzug, im braunen Röckchen und mit besporнten Stiefeln.

Was gab es auch nicht Alles zu ordnen, bis die freien Arbeiter sich überall fest angesiedelt hatten! Viele Pflanzer glaubten die Bestimmung des Lohnes in ihrer Hand zu haben, da die Neger so sehr an ihren Hütten und Grundstücken hiengen. Aber bald zeigte sichs, daß wo die Pflanzer all zu streng auf ihren Forderungen beharrten, die mißtrauischen Arbeiter sich lieber auf freiem Boden niederließen, so daß da und dort neue Dörfer entstanden, und manche alte Pflanzung stillstehen mußte. Umsonst führte man weiße Arbeiter ein, Irländer und Deutsche, um ja nicht mit den verhaßten Schwarzen unterhandeln zu müssen; jene starben schnell hinweg. Und die Kuli's von Indien und China verrichteten um denselben Lohn nur geringere Arbeit. Dazu kam, daß nun im Mutterlande der Schutzzoll, der bisher die Erzeugnisse der eigenen Kolonien bevorzugt hatte, allmählig wegfiel und in Folge davon Cuba, Brasilien und andere Sklavenländer ihre Produkte frei nach Großbritanien verschiffen konnten. Schon 1843 lagen daher manche Plantagen der Insel wüste, vom Unkraut überwuchert; eine, die 50,000 Pf. St. werth gewesen war, konnte kaum um den zehnten Theil verkauft werden. Später sanken sie noch tiefer im Werth, bis es sich kaum mehr verlohnte sie anzubauen. Die kostspielige Bewirthschaftung, welche unter dem Schutzzoll eingeführt worden war, trug nun ihre Früchte. Die Insel verarmte zusehends. Die Neger zogen im Ganzen den Einzelnbau vor, zufrieden, wenn sie Haus und Garten, Pferd und Tabak besaßen. Sie zeigten sich freigebig, wenn sie gerade etwas in der Hand hatten; schwer hielts, sie zum Arbeiten zu bewegen, um auch für Kirche und Schule etwas thun zu können. Zu Zeiten gaben sie über Vermögen; aber Stetigkeit im Wohlthun mußte erst gelernt werden.

Für Leute, die alles nach dem Maßstab des Geldes berechnen, steht darnach das Urtheil über die Emancipation fest; es war, sagen sie, eine durchaus verfehlte Maßregel. Vielen verarmten Pflanzern blieb das der einzige Trost in ihrem Elend, sagen zu können: wir haben's voraus verkündigt, und siehe es ist eingetroffen! — und dann

auf die Mission zu schimpfen, als trage sie die ganze Schuld. Wer aber Alles überdenkt, kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß Gott selbst über die Insel ein Gericht verhängte, nicht um sie zu vernichten, sondern um etwas wirklich Neues zu schaffen. Unsere Absicht kann es nicht sein, die ökonomischen Verhältnisse Jamaika's näher zu beleuchten. Doch möge hier als Resultat der neuesten Untersuchungen die Thatsache stehen, daß im Jahre 1860 wieder so viel Zucker auf der Insel erzielt wurde, als im Jahr der Emancipation; nur hat die Ausfuhr die frühere Höhe nicht erreicht, weil die Einwohner im Ganzen nun viel bequemer leben. Underhill*), der die ganze Frage genau untersucht hat, fand, daß die schwerste Uebergangszeit nun hinter dem jetzt alternden Geschlechte liegt, und ein schönes Maaß von Gedeihen sich vor dem jüngeren aufthut. Den Brüdern übrigens ists nicht zu verargen, wenn sie sich, offen gestanden, gerade für die Zuckerfabrikation nicht sehr interessiren. Sie heißen die Zuckermühlen höllische Stätten, und wissen warum.

Natürlich gab es für die Neger keinen Sprung aus dem alten Wesen in ein neues. Es wurde ihnen schwer, sich alsbald als Freie zu benehmen. Hatten sie in der Sklaverei sich der Wahrheit nicht beflissen, so mußten sie nun erst das Lügen verlernen, und die gehörige Offenheit sich angewöhnen. Andere, früher an Kriecherei gewöhnt, wurden nun grob, früher Enthaltsame leicht zum Trunke verleitet. Waren die Alten noch oft dankbar für die Erlösung aus dem schweren Joch und darum mäßig in ihren Ansprüchen, so wuchsen nun vielfach die Jungen zu einer Ungebundenheit heran, welche sich um die Bande der Familie, der Kirche und Schule wenig kümmerte. Die Brüder und Helfer, denen durch die Zerstreuung der Neger ihr Geschäft mehr als verdoppelt wurde, fällten daher über die Neuzeit oft dieses Urtheil: „Das Gute unterscheidet sich jetzt doch leichter vom Bösen." Da galt es zu wachen, zu arbeiten und zu kämpfen nach den verschiedensten Seiten hin; und Archibald Monteith hat darin seinem Herrn treu gedient bis ans Ende.

Alte Verführer kamen nun zum Vorschein, welche bisher ihren Aberglauben und Zauberkünste im Verborgenen getrieben hatten, jetzt aber offen auftraten, um sich einen Anhang zu sammeln. Wenn der Neger überhaupt gerne Träume beachtete und sich für Geheimnisse

*) The Westindies, by E. B. Underhill. 1861.

begeisterte, so konnte er dem Andringen der Obia-Zauberer nur widerstehen, wenn er am Geiste und Worte Gottes einen sicheren Führer hatte. Es gab Zauberer, welche da und dort Flaschen mit Glasscherben, Hühnerfedern u. dgl. vergruben und damit den darüber Hinschreitenden langsam zu tödten versprachen. Ein solcher gestand einmal auf dem Todbett, er habe über zwanzig Menschen vergiftet. Daß besonders viele Verwalter und Aufseher durch Gift aus dem Wege geräumt wurden, kam wiederholt an den Tag.

Besonders ums Jahr 1842 thaten sich die Mayalisten auf, welche einen höhern Zauber vorgaben, unter Gesang die Nacht hindurch wie besessen tanzten, bis sie „den Geist bekommen" oder „das Haupt in Feuer haben"; dann sahen sie Geister, oder gar Gott selbst, verriethen die Obia-Zauberer, weissagten und opferten Hühner, um die Todten zu citiren oder aus der Hölle zu retten. Wie ein unwiderstehlicher Geist kam es dann auch oft über die Zuschauer. Manchmal fieng die schauerliche Feierlichkeit ganz christlich an; man begann mit Beten, Lesen und Singen, und steigerte sich, bis man mit Trinken, Tanzen und Besessenheit schloß. Namentlich unter den freien Baptisten, wo die Predigerzahl für die zahlreichen Gemeinden nicht zureichte, nahm dieses Unwesen überhand, und steckte hie und da auch Brüder aus besseren Gemeinden an. So fand Archy überall schwere Arbeit. Unter andern traf er einen Mann, der schon zwanzig Jahre sich zu der Brüdergemeinde hielt, aber in Folge früherer baptistischer Anregung noch immer nicht wußte, ob Johannes der Täufer oder Christus der Heiland sei. Wie nöthig war es da, den einzelnen Seelen nahe zu kommen und ihnen das reine Evangelium zu bringen. „Archibald ist überaus thätig und sehr nützlich," sagt ein Bericht; „mit vieler Menschenkenntniß verbindet er herzliche Liebe, Demuth und Anspruchlosigkeit und ist in der That ein Kind der Gnade."

Einmal (1843) kam er zur blinden Cäcilie, die bei Br. Elliot das Lesen der Blindenschrift lernte. Ihre Mutter, selbst Lehrerin, sagte ihm: was hat doch meine Tochter vor mir voraus! Wenn mich der Regen zwingt, die Läden zuzumachen, oder wenn wir kein Oel haben, kann Cäcilie lesen. Archy wollte das selbst sehen, und hörte der Blinden mit steigendem Erstaunen zu, wie sie im Evangelium Johannis, Matthäi und Lucä, dann auch im Psalmbuch fertig las. Endlich rief er aus: „Die Engländer sollten den Herrn mehr lieben, als alle Andern; denn Er gibt ihnen wundervolle Weisheit.

Aber so gewiß als die Königin des Mittags auftreten wird beim Gericht, diejenigen zu verdammen, welche sich nicht die Mühe geben wollten, zu Jesu zu kommen, so gewiß wird diese arme blinde Person dann die verdammen, welche sich nicht die Mühe geben wollten, die Bibel lesen zu lernen, obgleich sie zwei Augen hatten."

Das ließ er selbst sich denn auch so angelegen sein, daß er, obwohl es mit dem Lesen immer langsam gieng, „bei jeder Gelegenheit im Stande war, ein passendes Beispiel oder einen treffenden Spruch aus der Schrift anzuführen. Dabei besitzt er ein ungemeines Talent, Vergleichungen zu machen, schlagend zu antworten oder unwiderstehliche Gegenfragen zu machen; und das mit so viel Takt, daß auch Höhergestellte ihn achten müssen."

Eines Tags (Nov. 1844) fand er die Gemeinde in Skiddaw irdischer Sorgen voll; da predigte er über eine Stunde lang. „Ich hatte," sagte er unter Anderm, „einmal einige Morgen Landes gekauft; und da ich das Ganze nicht bearbeiten konnte, so bot ich einen Acker einem Freunde an. Der aber meinte, der Busch sei zu hoch, er könne ihn nicht fällen. Ein Anderer nahm das Anerbieten an und bepflanzte das vom Busch gereinigte Land, welches auch, weil frischer Boden, reichlich trug. Als nun Alles aufs schönste stand, kam der erstere und sagte, es thue ihm doch leid, daß er aus Trägheit mein Anerbieten ausgeschlagen habe. Meine Freunde, ihr seid alle eingeladen, nach dem Reiche Gottes zu trachten. Aber Manche sagen: es ist zu mühselig, und welchen Gewinn haben die, welche sonntäglich die Kirche besuchen, die Weltfreuden verläugnen und so viel um Sündenvergebung beten? Wenn aber einst die Zeit der Ernte kommt und ihr die Herrlichkeit der Kinder Gottes sehen werdet, dann werdet ihr auch sprechen: wären wir doch nicht so träg zum Guten gewesen! — Wenn zur Zeit der Sklaverei euer Herr euch sagte: Diene mir treu, dann will ich dir nach meinem Ableben die Freiheit schenken; so habt ihr früh und spät unverdrossen für ihn gearbeitet. Wenn euch dann Jemand fragte: warum seid ihr so thöricht? so war die Antwort: o unser Herr hat uns nach seinem Ableben das Frei versprochen. Sagt doch, meine Freunde, hat unser Herr Jesus uns nicht ungleich größere Verheißungen gegeben für dieses und das zukünftige Leben? Aber wie viele sind unter uns, die das von Herzen glauben und Ihm Tag und Nacht treulich dienen? Wenn ihr einem alten in Sünden versunkenen Sklavenherrn glaubtet, solltet ihr nicht vielmehr

dem guten Hirten glauben? — Viele klagen, sie können sich einmal nicht helfen, die bösen Gedanken kommen immer wieder. Nun können wir freilich nicht verhindern, daß sie wie Vögel über unsere Häupter hinfliegen. Wollte sich aber ein Vogel auf unsern Kopf setzen oder gar ein Nest darauf bauen, damit würden wir doch bald fertig. Und wenn ein sündlicher Gedanke im Herzen aufsteigt, so läßt er sich durch einfältiges Gebet vertreiben; versäumen wir aber das, so ists kein Wunder, wenn gar bald ein ganzes Nest von solchen bei uns einheimisch wird." — So predigte er aber nicht blos andern, sondern vor Allem sich selbst, und wachte über sein eigen Herz mit unabläßigem Ernst.

Ach, wie viele, die das Beste versprachen, haben das versäumt und sind gefallen! So der arme John Hamilton. Man freute sich noch im Anfang der 40er Jahre über seine große Belesenheit in der Schrift und seine beredten, oft gewaltigen Ansprachen. „Meine Brüder," konnte er sagen, „unsere Religion muß nicht etwa nur sein wie ein Mantel, den man umwirft, wenn es regnet, vielmehr wie ein Flanelljäckchen, welches man auf dem blosen Leibe trägt." Aber nun kam er selbst in Untersuchung wegen Ehebruchs; die Sache wurde nicht ganz klar, doch waren die Zeugnisse gegen ihn sehr stark. Da zeigte sichs, daß ihm sein Stolz nicht erlaubte, die Sünde einzugestehen. Andre wären in solchem Falle zur englischen Kirche übergegangen, wo das unbequeme „Sprechen" nicht zu fürchten ist. Er aber fieng an in seinem Hause bei Carmel eine eigene Gemeinde zu sammeln; und allerhand Leute, Baptisten, Mayalisten und dgl., schlossen sich ihm an. Immer unlauterer wurde nun seine Predigt; er bereicherte sich durch Handel mit Rum, gieng aber immer friedloser umher, bis sich die Anhänger über seinem Schimpfen und Fluchen allmählig verloren. Am unheimlichsten wars, wenn zu Zeiten die alte Kraft in ihm auflebte, und er wieder das volle Evangelium zu verkündigen suchte, es mit geistvollen Bemerkungen erläuterte, während er doch selbst augenscheinlich keinen Genuß davon hatte, wenn er auch behauptete, auf dem Weg zur Seligkeit zu sein. Wie oft hat ihn Archy noch angegangen, umzukehren und die ersten Werke zu thun! Hamilton steht noch allein, und Jedermann fürchtet sich vor ihm. Soll denn alles, was er einst um Jesu willen erduldete, umsonst gelitten sein?

Archy aber bleibt immer derselbe „muntere Zeuge, der in edler

Einfalt Negern und Weißen ihre Irrwege aufdeckt und mit alten und neuen Worten zu Buße und Glauben auffordert". Was hat er nicht Alles erlebt in den Jahren seines treuen Dienstes! Eine Heimsuchung um die andere ergieng über die schöne Insel. Jamaika war sie einst genannt worden von den indianischen Ureinwohnern, als ein Land des Wasserreichthums; nun kam eine Trockniß über sie, in welcher da und dort dem Vieh vierzehn Tage lang kein Trunk verabreicht werden konnte. Im Jahr 1850 wüthete die Cholera so schrecklich, daß fast keine Leute mehr sich vorfanden, die Todten zu begraben, und mit den Helfern auch die Missionare zugreifen mußten, Todtengräberdienste zu verrichten. Dann befiel die Yams eine Faulkrankheit, welche Vielen den gewohnten Lebensunterhalt entzog. Immer ärmer wurden die Gutsbesitzer, bis einst steinreiche Pflanzer keinen guten Rock mehr anzuziehen hatten. Die Scott's und Coke's mußten lernen sich kümmerlich zu behelfen; Gottlob es ließ sich alles tragen — mit dem alten Glauben. Aber für Kirchen und Schulen konnten kaum mehr Beisteuern aufgetrieben werden; 40 Missionare verließen ihren Posten, weil sie nichts mehr zu leben hatten. Dazu kamen Fehden der Stände mit dem Gouverneur, in Folge deren 1853 keine Abgaben mehr bezahlt, keine Gehalte mehr verabreicht wurden. Die Brüdergemeinde aber hielt treulich aus auch in den schlimmsten Zeiten und suchte der Verwilderung der immer zerstreuteren Bevölkerung durch neue Mittel zu steuern. Bibelleser wurden in die verwahrlosesten Bezirke geschickt, die Schulen durch eine Gehilfenschule und ein höheres Institut gehoben, für die Erziehung der hoffnungsvollsten Jünglinge neue Maaßregeln getroffen. Unentmuthigt arbeitete Archy weiter; stiftete man Mäßigkeitsvereine, so war auch er dabei; in Neucarmel hat er selbst einen Missionsverein zu Stande gebracht, in welchem jedes Mitglied sich zu einer Gabe von 1½ Groschen des Monats verpflichtete (1845). Später ward die Schule, weil ein Gebäude fehlte, in seinem Haus gehalten; als man sich aber doch endlich entschließen mußte, ein Schulhaus zu bauen, war er es, der einen halben Morgen Landes dazu hergab (1852). Noch später (1857) sammelt er Beiträge zur Erweiterung der Carmelkirche; und wo irgend etwas zu thun ist, zeigt sich der alte „Culmassa" (so heißt man dort nicht blos die eigentlichen Schulmeister) allen voran in dem Entschluß, nur nicht auf fremde Hilfe zu warten, sondern mit Gott sich unter einander selbst zu helfen.

Und Alles das hat seine Früchte getragen. Im Lauf der Jahre weiß man oft selbst nicht, ob das Ganze vorwärts oder rückwärts geht; der Herr weiß es. Genug, wenn der Einzelne seine Lektion darunter lernt. Aber wenn dann, wie im Dec. 1854, ein hundertjähriges Jubiläum der Mission gefeiert wird, und der Sinn nun rückwärts schweift auf Alles, das gesäet und geerntet wurde, auf alle Leiden, Kämpfe und Siege der entschwundenen Gnadenzeit, wenn man sich Rechenschaft gibt von dem kleinen Anfang, aus dem nun dreizehn gesegnete Stationen erwachsen sind, dann füllt sich das Herz mit Lob und Preis, und die versammelten Tausende scheinen mit zu feiern mit der größeren Zahl derer, die schon vorausgegangen sind; und alle Zungen bekennen: wir sind wohl schwach und untreu gewesen, aber treu ist der Herr und Er ist selbst in unserer Mitte. Archibald Monteith redete auch in mehreren jener gesegneten Festversammlungen, zu welchen sich Missionare anderer Kirchen, Anglikaner, Methodisten, Presbyterianer und Independenten, freundlich eingefunden hatten, während noch mehrere ihre schriftlichen Glückwünsche sandten. Unter anderem sagte er in Bethlehem, dem hochgelegenen schönsten Missionsplatz Westindiens: „Die Worte fehlen mir, das Gefühl der Freude und des Danks überwältigt mich; o wenn es hier, wo wir noch der streitenden Kirche angehören, solche Fest- und Segensstunden geben kann, was wird es erst droben sein, wenn wir inmitten der triumphirenden Kirche bei der himmlischen Hochzeit des Lammes sein werden!"

Ja, es war allgemach eine neue Zeit geworden, die Zeichen derselben ließen sich nicht verkennen. Da kommt hie und da ein benachbarter Pflanzer zur Kirche, die er sein Lebenlang gemieden hatte; die alten Neger sind darüber außer sich vor Freude: das ist der, der mich gepeitscht, mißhandelt, in den Stock gelegt, fast erwürgt hat mit dem Halsstrick, alles um des Evangeliums willen! Der sitzt mit uns in derselben Kirche und hört Gottes Wort! Das ist mehr als wir je zu hoffen wagten. Gelobt sei der Herr!

Oder es tritt ein weißer Greis in die Kirche, die silberweißen Locken wallen ihm den Rücken hinab auf den abgetragenen altmodischen Rock; 85 Jahre zählt er und schreitet noch fest und rasch einher. Wer ist das? Das ist der Sklavenhändler Jackson, und wenn man ihn fragt, erzählt er unbefangen seine ganze Geschichte. Ein viel bewegtes Leben, man könnte ein Buch damit füllen. Der Sohn

eines reichen Jamaika-Pflanzers war er nach England auf die Universität geschickt worden. Aber Cambridge sagt ihm nicht zu; wild und zügellos, wie ers gewöhnt war, geht er auf die See. Er hat alle Länder gesehen, bis in die Nähe des Südpols, hat mit den Franzosen gekämpft, und ist lange verwundet in Brest gefangen gelegen. Ausgewechselt fährt er ins Mittelmeer, fällt in die Hände von Korsaren und schmachtet drei Jahre lang in der Sklaverei Marokko's. In einer Nacht flüchtet er sich mit der nächsten besten Barke, irrt Tage lang ohne Wasser auf dem Meer, bis ihn ein Schiff aufnimmt. Jetzt besucht er Jamaika, aber nur um sein Vermögen zu holen und sich am Gambia als Sklavenhändler niederzulassen. Dreizehn Jahre hat er dort gehandelt und viele Tausende von Negern versandt. Endlich findet er eine junge Negerin, die er nach Jamaika vorausschickt, entschlossen sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen. Aber er verarmt, ein Fluch liegt auf seinem Vermögen. Mit dem letzten Rest kommt er nach Jamaika, findet die Negerin verkauft, erhandelt sie und fängt an Schule zu halten. Jetzt wird er aus der Armenkasse des Kirchspiels erhalten; aber er hat bei den Methodisten den Herrn gefunden und sein Mund fließt über vom Lobe Gottes und von herzlicher Reue.

Missionar Buchner besucht den Alten, der ihm seine Negerin vorstellt; schon 25 Jahre lang hat er mit ihr gelebt, — aber getraut sind sie nicht. Darüber klagte den Alten sein Gewissen nicht an. Doch will er keinen Anstoß geben, und Buchner thuts gern unentgeldlich; so treten die Alten vor den Altar und lassen sich noch trauen. Freilich klagt er sich an, daß er noch ein hitziger eigensinniger Mann sei, und bittet seine Frau um Vergebung, daß er an ihr etwaige Fehler zu hart rüge. „O ich armer Sünder, so alt ich auch bin, muß ich doch täglich ein Neues anfangen."

Aber wie merkwürdig: so weich der Alte ist, wie er denn nie ohne Thränen von seinen Sünden redet oder von dem vollgiltigen Opfer, das sie insgesammt deckt, sein Sklavenhandel hat ihm noch keine Gewissensbisse gemacht. Warum auch? „Wissen Sie denn nicht, die Afrikaner tödten alle ihre Gefangenen, wenn wir sie nicht kaufen? Ich habe ihnen das Leben gerettet." Täglich begegnet er solchen, die er übers Meer gesandt, und es scheint ihm nur natürlich, daß sie ihn freundlich grüßen; hat er doch mit eigener Hand ihre Wunden verbunden, Viele wunderbar am Leben erhalten und

Alle freundlich behandelt. Doch wie man ihm endlich bemerklich macht, daß all das wenig Dank verdiene, da ohne den Sklavenhandel die Neger sich nicht beständig bekriegen würden, geht ihm endlich ein Licht auf; er sieht, daß auch seine Factorei zu Blutvergießen Anlaß gegeben hat, und bittet, daß ihm Gott auch diese Sünde um des Blutes Jesu Christi willen vergebe. Der Missionar lernte daraus, wie nöthig es sei, sich vorschneller Urtheile über andere Gewissen zu enthalten. Der Alte aber freute sich seines Herrn mit den vielen wiedergefundenen Brüdern, bis er 90jährig nicht an Krankheit, von der er sein Lebenlang nichts wußte, sondern an Altersschwäche in großem Frieden entschlief.

Unter solchen Zeichen eines mächtigen Umschwunges rückte auch für unsern Archy das Alter heran. Lange noch blühte er, fruchtbar und frisch, wie in der Jugendzeit der ersten Liebe. Dann aber bekam seine eisenfeste Gesundheit einen tüchtigen Stoß. Sein Schicksalsgefährte Sam, den wir schon lange aus den Augen verloren haben, hatte sich in Blackriver niedergelassen und glückliche Handelsgeschäfte gemacht. Oft sahen sich die beiden Alten und gedachten der vorigen Zeit, und wie der Herr ihnen so wunderbar geholfen habe. Waren doch beide bedeutende angesehene Männer geworden, blos mit dem Unterschied, daß der eine an irdischen Gütern Ueberfluß hatte, der andere nur reich in Gott heißen konnte. Ach wenn nur mein Sam noch ein rechter Jünger würde! Das war der Inhalt so manchen Gesprächs, so mancher Fürbitte. Aber Sam hatte immer so viel zu thun; plötzlich wurde er in die Ewigkeit abgerufen. Wie auch Archy forschte, von einem Bekenntniß seines Glaubens an Jesum, dessen Liebe er ihm so oft angepriesen, war nichts zu vernehmen. Da kränkelte der treue Freund und alterte sichtlich.

Doch kehrte nach langen Leiden die geistige Munterkeit wieder und auch die Leibeskräfte lebten wieder auf. Wie eine köstliche Arznei war ihm die große Erweckung, welche im Spätjahr 1860 die ganze Insel durchzitterte. In Carmel fieng sie an unter einer spürbaren Belebung des Gebetsgeistes. Am 20. September wars, wie wenn der Geist aus der Höhe ausgegossen würde über die zerknirschte, bange harrende Gemeinde; und eine Station um die andere wurde wie von einer „Gnadencholera" heimgesucht. Da hatte auch Archy alle Hände voll zu thun; nicht sowohl anregend, als zurechtweisend, ordnend und leitend, daß nicht das Gnadenwerk durch Satans Liste und Tücke in

Schwärmerei ausarte. Er kannte sein leicht aufgeregtes Volk und wehrte mit Macht allen Ausschreitungen und Abirrungen von der Hauptsache, wie sich das von seiner Reife an Jahren und Erfahrung erwarten läßt. Wo man auf den Missionar kaum mehr achtete, da fand er noch williges Gehör und sein Wort eine gute Statt. Und als die Aufregung nachließ, und man die gewonnenen Früchte überschauen konnte, da haben ihm Viele gedankt für seinen treuen Dienst, und auch die Rückschreitenden durften ihm ihre Achtung nicht versagen. War doch sein ganzer Gang ein Beispiel von des Gerechten Pfad, glänzend wie ein Licht, das da fortgeht und leuchtet bis auf den vollen Tag (Sprüch. 4, 18). Das verfehlt am Ende auch auf die Spötter seine Wirkung nicht.

Sein Tagewerk ist nun vollendet. „Welch eine Gnade, welch ein Erbarmen," ruft er zum Schluß aus, „daß der Herr mich armen Afrikaner, mich unwissenden verachteten Sklaven zu seiner Erkenntniß gebracht hat! daß auch ich sein Wort als mir gesagt annehmen darf: 'Ich habe dich je und je geliebt, aus lauter Güte und Gnade habe ich dich zu mir gezogen!' Daß ich mich als sein theuer erkauftes Eigenthum ansehen darf, wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung! daß er mich würdigt, in seinem Dienste für die Ausbreitung des seligen Evangeliums mitzuhelfen, daß ich Seelen werben darf für Sein Reich. Das sind alles Sachen, über die ich mich nicht genügend auszusprechen vermag, dazu fehlen mir die Worte.

„Dank auch meinen lieben Missionaren, die mir immer so viel Güte und Liebe bewiesen haben. Wenn ich sie hier und dort besuche oder auf ihren Konferenzen beisammen sehe, und sie mir da so freundlich sagen: 'Bruder, wann kommst du wieder zu mir? Gehe doch einmal da- oder dorthin, da ist etwas zu thun, dort ist Hilfe nöthig!' wie fühle ich mich da so gebeugt und beschämt und so glücklich in meinem Dienst! Der Herr, der mich in meinem Blute fand und zu mir sprach: du sollst leben, der mich den Geringsten nicht für zu schlecht hielt, daß er sich meiner nicht erbarmt hätte, der Herr wolle mich nun auch ferner im Glauben bewahren und fördern bis ans Ende. Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid; darin will ich vor Gott bestehn, wenn ich in Himmel werd eingehn."

Im November 1853 war es mit der Arbeit und dem Dienste aus; nun handelte es sich darum, durch Geduld im Leiden das ab-

gelegte Zeugniß zu bekräftigen. Es war das eine verdrießliche Lection für den thätigen Geist; aber sie wurde gelernt. Gelähmt am Bein hinkte er noch einmal in den Betsaal und hielt (im December) mit großem Ernst seine Abschiedsrede. Fortan konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen, dictirte aber einer Schwester seine Erinnerungen.

Noch blickte er im Geist hinüber nach dem Lande seiner Geburt. Ach welch ein Unterschied zwischen der Insel, „wo Gottes Wort so reichlich unter uns wohnt und wir als freie Leute so viele Wohlthaten Gottes auch im äußern Leben genießen, und dem heidnischen finstern Afrika! Ach daß doch auch über ihm das Licht des Evangeliums bald aufgehen möchte!" Ja, was ist auch aus Vater Durl geworden, was aus der zärtlichen Mutter? Nun, sie sind wohl geschieden — ohne ein Licht in ihrer Finsterniß. Aber die Schwestern oder ihre Kinder? und die Freunde der Jugend? Welch ein Trost, daß nun Missionare im Ibo-Lande sich niederlassen, daß Br. Taylor, selbst ein Ibo-Neger, die Evangelien in die alte liebe Sprache übersetzt, die Kindlein lehrt und Gemeinden sammelt in Onitscha und seiner Umgegend. Wird auch das Vaterhaus von dem neuen Schalle erreicht? Der Herr weiß es. Bei Ihm sind die Gebete, die auch in Jamaika für die Ibobrüder aufsteigen, unverloren. Sie werden ihre Früchte bringen.

Und nun ist's Zeit zur Heimfahrt, alter treuer Aneaso! Was sind das alles für Bilder, die dein schmerzenreiches Krankenlager umschweben, weiße und schwarze Gesichter, Freunde und Feinde, Eltern und Geschwister, Sklavenhändler, Pflanzer, Mitsklaven und Missionare, — vor allem aber der Herr selbst, der dich geliebt, der sich für sie alle dahingegeben! „Bleibe treu beim Heiland," sagte er zu dem Nationalgehilfen Clarke, der ihn zuletzt besuchte, „diene von Herzen der Kirche, die uns aufgenommen hat. Meine Blicke sind aufs Kreuz geheftet, an welchem vorbeizusehen lauter Pein und Verlust ist. Ich bin bereit abzuscheiden; denn ich weiß, an wen ich glaube, und daß ich werde selig sein allein durch das auch für mich vergossene kostbare Versöhnungsblut unseres lieben Heilandes."

In dieser Glaubensfreudigkeit ist er — beinahe 70jährig — am 3. Juli 1864 entschlafen. Es war der Abendmahlssonntag; den hat er denn in neuer Weise mitgefeiert. Zum Begräbniß fanden sich am Montag nicht nur die Gemeindeglieder, sondern auch die Weißen der Umgegend ein, um ihm noch im Tode die allgemeine Achtung, die

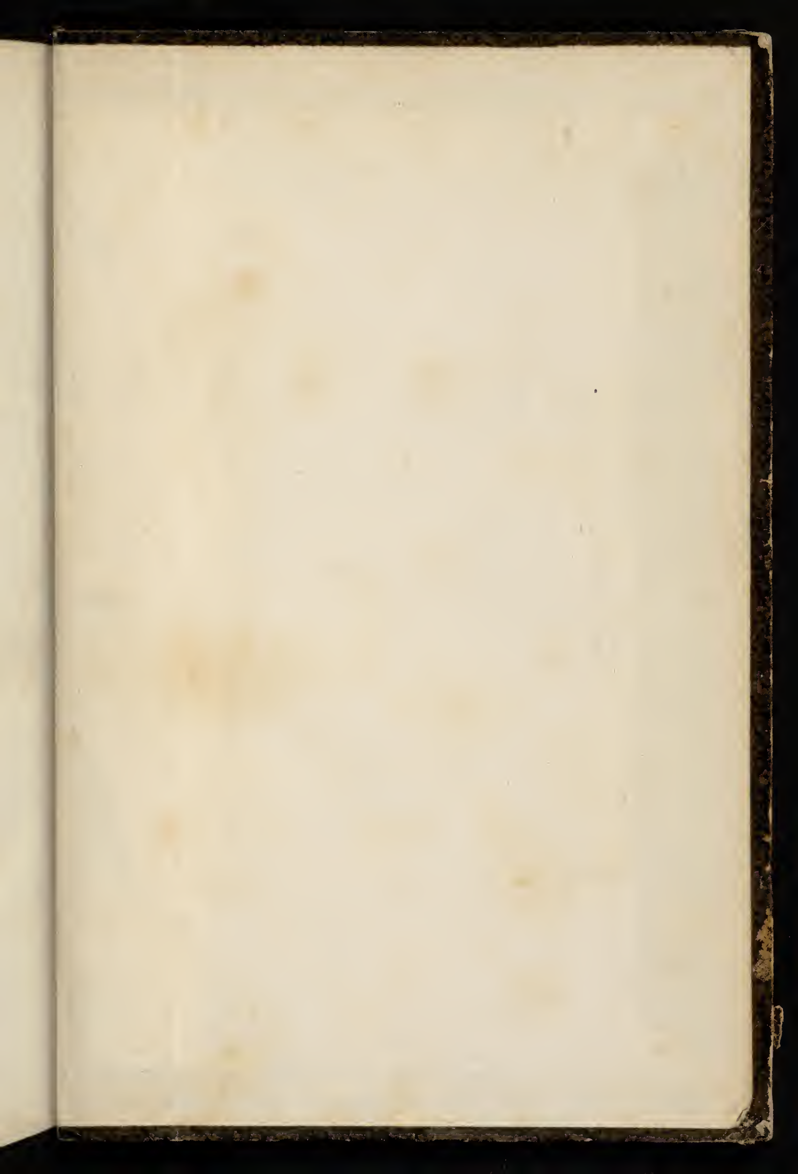
er sich auch bei den Vornehmen erworben, zu bezeugen. Unser Ende müsse dereinst sein wie sein Ende! Und möge sein Geist auf vielen seiner Mitknechte ruhen!

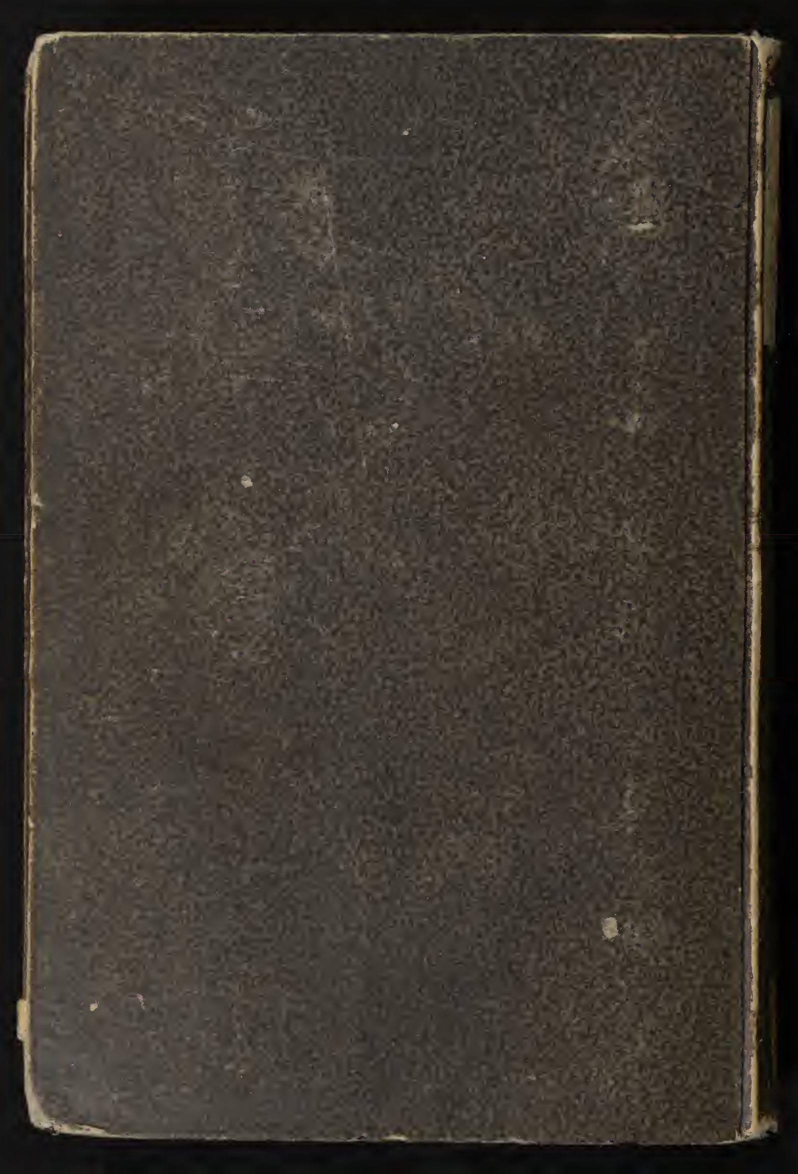
Die Krisis in Konstantinopel.

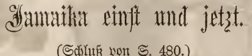
(Schluß von S. 528.)

Noch auffallender war das Benehmen des englischen Gesandten in Betreff der neun Gefangenen, für die sich die Missionare bei ihm verwendeten. Vier derselben waren getaufte Christen; die Uebrigen hatten nur die Versammlungen der Missionare besucht, ohne ihnen persönlich bekannt zu sein. Diese Letzteren wurden wieder freigelassen, weil sie sich dazu verstanden, ihre muhammedanischen Gebete wieder zu verrichten. (Sahen sie doch bald genug, daß kein Gesandter sich ihrer verfassungsmäßigen Rechte annahm!) Die andern aber durften zehn Tage lang keinen ihrer Freunde sehen, ja es wurde ihnen nicht einmal gestattet, die Wäsche zu wechseln und eine wärmere Bedeckung in Empfang zu nehmen, die einem von ihnen zum Schutz vor der feuchtkalten Nachtluft des Kerkers gebracht wurde, während doch zum Tode verurtheilte Mörder mit ihren Bekannten frei verkehren dürfen. Nachdem der holländische und der amerikanische Gesandte vergebliche Schritte zu ihrer Befreiung gethan hatten, legte der englische, Sir Henry Bulwer, am 1. August endlich in einem längern Schreiben den Missionaren seinen Standpunkt dar. Er war zuletzt (am 30. Juli) auch noch von dem Sekretär des konstantinopolitanischen Zweigs der evangelischen Allianz auf's dringendste um seine Verwendung angegangen worden. Seine Auffassung näherte sich jedoch viel mehr der türkischen als der der Missionare.

Nachdem er ausführlich dargethan, wie die Regierung des Sultans es als einen nicht zu rechtfertigenden Angriff auf die muhammedanische Religion ansehe, daß Missionare im türkischen Stadttheil Wirthszimmer gemiethet haben, in denen sie in türkischer Sprache Vorträge hielten, berechnet, die Grundlagen der Volksreligion zu erschüttern, daß sie ferner in eben diesen Lokalen unentgeldlich Bücher







Jamaika einst und jetzt.

(Schluß von S. 480.)

Aneaso*).

I.

Im Nigergebiet, hinter dem flachen Delta des Stroms bis gegen Calabar hin liegt das schöne Land der Ibo's. Dort wohnte in den neunziger Jahren ein vornehmer Herr, Namens Durl, der die Tochter eines großen Fürsten heirathete und trotz seines hohen Standes keine zweite Gattin für nöthig erachtete. Er hielt seine Frau, Dirinedscha, recht in Ehren; sie gebar ihm einen Sohn, Aneaso, der alsbald beschnitten wurde, und drei Töchter. Jedesmal nach der Geburt mußte sie zu ihrer Reinigung vom Priester ein Opfer bringen lassen, dann wusch sie sich in fließendem Wasser, schlug sich mit zwei Hühnern auf Bauch und Schultern, und gab ihnen sofort die Freiheit. Von da an konnte sie sich wieder öffentlich sehen lassen.

Ihre Kinder wuchsen zu ihrer Freude heran. Wurden sie krank, so rief man den Tschucku-Dama, den Donnermacher, um Hilfe an, brachte ihm auch wohl ein Kalb oder Schaf auf dem steinernen

---

*) Nachdem der S. 471 Toby genannte Nationalgehilfe Archibald Monteith zu seiner Ruhe eingegangen ist, schien es an der Zeit, das in den Missionsblättern der Brüdergemeinde (Mai und Juni 1864) von ihm selbst entworfene Bild seines reichen Lebens durch solche Mittheilungen, wie sie in früheren Jahrgängen der „Nachrichten aus der Brüdergemeinde" u. s. w. enthalten sind, zu vervollständigen. Wer Augen hat zu sehen, wird in dieser streng urkundlichen Geschichte den gesegneten Erfolg der Missionsarbeit in Jamaika nicht verkennen können, wenn auch die weitschweifendsten Hoffnungen nicht alle erfüllt worden sind.